H.pol.
789
1

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Hist. pol. 789 (1

III. 539. 1
Hist. 789
Vol. C7

C.

Friedrich.

Meine Reisen

durch

einen Theil der preußischen Staten, damaliges Gallizien, Schlesien, Mähren, Böhmen, Sachsen und Mecklenburg.

Für die Jugend

beschrieben

von

Karl Hahn,

herzoglich-mecklenburg-strelitzischem Hofrathe, Erzieher des Prinzen Wilhelm zu Solms-Braunfels Durchl. und der deutschen Gelehrtengesellschaft zu Königsberg Ehrenmitgliede.

Erstes Bändchen.

Leipzig 1812.

Bei Heinrich Büschler in Elberfeld.

Vorrede.

Nur dasjenige, was der Jugend angenehm und lehrreich sein kann, habe ich von den Begebenheiten und Bemerkungen auf meinen Reisen hier mitgetheilt. Der Anfang der Reise gehet durch Gegenden, welche ärmer an Naturschönheiten und Naturwundern sind, als die Länder, zu welchen ich in der Folge gelangen werde, deren Darstellung mir besonders angenehm ist. Ich werde dann noch einmal alles das Schöne, Erhabene und Wunderbare wieder genießen durch die lebhafteste Einnerung an die gehabten Genüsse, wenn ich die Gegenden von Krakau, von ganz Mähren und Böhmen

durchstreife, das entzückende Prag und das anmuthige Töplitz beschreibe. Daß ich bei der Geschichte Danzigs mich länger aufgehalten habe, wird man entschuldigen. Ich wollte zugleich einen Ueberblick der Geschichte jener Länder liefern, in welche ich die Jugend führen werde.

Sobald es mir möglich ist, wird die Fortsetzung und Beendigung des Werkchens erscheinen.

Neustrelitz am 28. März 1812.

Karl Hahn.

Erster Abschnitt.

Reise von Berlin nach Danzig.

Abreise von Berlin.

Am 17ten October 1806 erhielt ich Mittags Befehl, mich reisefertig zu machen, um mit dem fünfjährigen Prinzen, (dessen Erziehung mir übergeben ist,) noch an dem nämlichen Tage Berlin verlassen zu können. Bei Auerstädt war am 14ten Oktober die wichtige Schlacht zwischen Franzosen und Preußen vorgefallen. Preußens Macht hatte unterlegen; der Feind rückte, den Sieg verfolgend, gegen die Hauptstadt an, und mit ihm verbreitete der Krieg

seine Schrecken. Vor ihm giengen bange Ungewißheit, Verwirrung und falsche Gerüchte her. — Wir sollten nur bis Schwedt reisen, und in dem dortigen Schlosse die Aufklärung unseres Schicksals erwarten.

In einem leichten Wagen, mit dem nothwendigsten Gepäcke versehen, verließ ich gegen Abend Berlin, und fuhr auf der Straße nach Freienwalde bis nach dem Marktflecken Werneuchen, drei und eine halbe Meile von Berlin, wo wir übernachteten. Wir begegneten schon verschiedenen Familien, die aus Berlin flüchteten, weil sie die Fassung verloren hatten.

Am folgenden Morgen wurde die Reise nach Schwedt fortgesetzt. Da ich mit zwei fürstlichen, mir übergebenen Pferden fuhr, konnte ich von der gewöhnlichen Straße abweichen, und den kürzesten Weg aufsuchen. Wir durchschnitten in gerader Linie die Gegend bis an den Finar Kanal, welcher die Havel mit der Oder verbindet, und gelangten meistens durch Sand und Kieferwälder Mittags in Niederfinow an, einem mit verschiedenen Stadtgerechtigkeiten ausgezeichnetem Dorfe, dessen

Namen die Bewohner jener Gegend in Nedbäfine verstümmelt haben.

Da, wo ein Arm der Oder, die alte Oder genannt, in mannichfaltigen Bogen ausgedehnte Wiesen umgiebt, und der Blick über Niederungen streift, war die Gegend erfreulich, und zeugte von der Menschen Betriebsamkeit, welche uns oft mit einer Landschaft aussöhnt, die von der Natur vernachläßigt ist, so wie die reizendste Gegend, in welcher der Mensch keine Spur seiner Wirksamkeit zurückgelassen hat, ihr volles Leben noch nicht gewommen zu haben scheint.

Erwerbung des Heues und Viehzucht beschäftigen besonders den Fleiß des Landmanns in den Niederungen der Oder. Die große Menge des Heues kann nicht eingebracht werden. Man läſſt es daher auf den Wiesen. Unfern von der Oder erblickt man unzählige Heufeime, welche über hohen Pfählen aufgeschichtet sind. Dadurch werden die Haufen vor der Ueberschwemmung des Stromes gesichert, und können mit Leichtigkeit in die großen Oderkähne zum Versenden eingeladen

werden. Dem Reisenden gewähren diese Feime einen überraschenden Anblick.

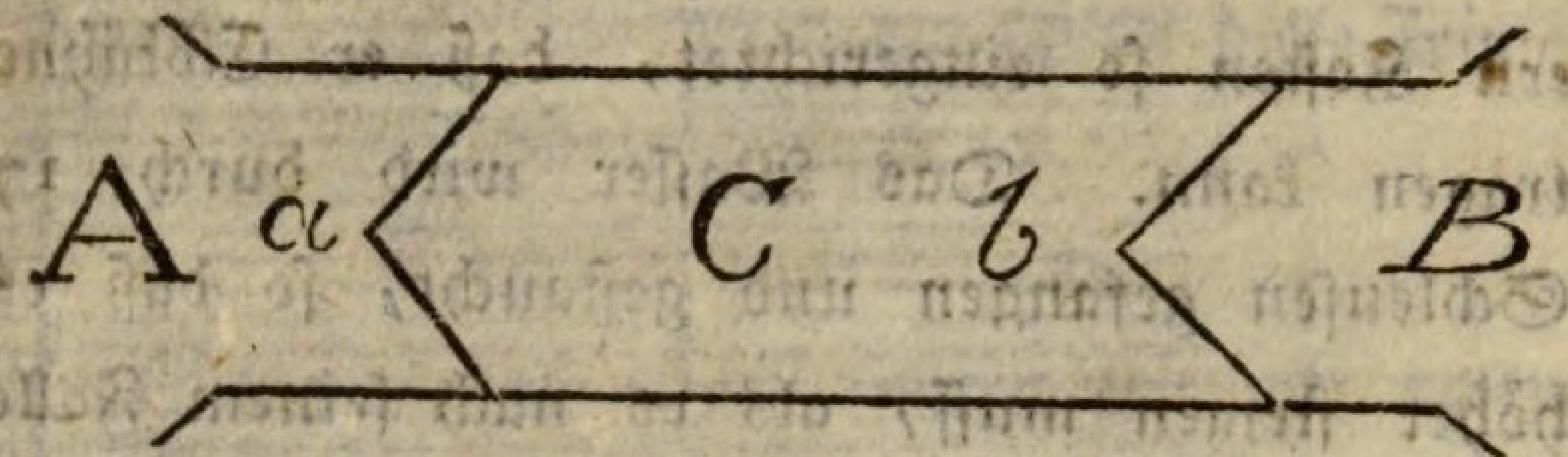
Der Finowkanal.

Vor Niederfinow fuhren wir auf einer höchsteinfachen Zugbrücke über den Finowkanal. Er ist eigentlich das Flüsschen Fine oder Fühne, welches bei Grafenbruck nach Morgen sich wendet, und sich in die Oder ergießt. Von Liebenwalde (unfern der Havel) hat man bis unterhalb Grafenbruck einen Kanal aus der alten Havel bis in das Fineflüsschen geleitet, dasselbe fernerhin ausgegraben, und von Niederfinow einen neuen Kanal in den Liepschen See geführt, der sich dann mit der Oder verbindet. Die ganze Länge des Laufes beträgt etwas über 5 Meilen. Von Liebenwalde an empfängt der Kanal aus verschiedenen Seen Zufluss an Wasser (oder wird gespeist). Die Durchfahrt ist bedeutend. Jährlich rechnete man 4000 Oderkähne, 16 bis 1700 Schuten oder kleinere Fahrzeuge, 9 bis 1200 Flosshölzer und 900 bis 1000 Stück Fischdrefel, welche durch den Kanal gingen. Schon vor 200 Jahren wurde er angelegt, und seit jener Zeit mit ungeheu-

ern Kosten so eingerichtet, daß er Elbkähne tragen kann. Das Wasser wird durch 17 Schleusen gefangen und gestaucht, so daß es höher steigen muss, als es nach seinem Falle im natürlichen Laufe geschehen kann, und durch seinen höhern Stand die beladenen Fahrzeuge über seichte Stellen hinwegbringt, oder zu höhern Gegenden emporhebt.

Schleusen.

Eine Schleuse kann man sich leicht vorstellen. Man ziehe sich zwei gleichlaufende Linien, welche einen Kanal andeuten sollen. In diesem Kanale denke man sich die beiden Ufer und den Grund in einer Strecke von ungefähr 200 Fuß gemauert, oder mit Balken ausgezimmert. Am Anfange und Ende dieses Werkes befänden sich Thore von zwei Flügeln, welche gegen den Fluss sich öffneten, aber nicht in einer geraden Linie, wie die Stadtthore, zusammenschlössen: sondern da, wo sie sich zusammenlegten, eine Ecke gegen den Wasserstrom bildeten. Wir können uns diesen einfachen Grundriss so hinzeichnen, und mit Buchstaben deutlich machen:



Den Anfang der Schleuse (A) wollen wir Oberhaupt, das Ende derselben (B) Unterhaupt nennen, und die beiden Thore durch die Namen Oberthor (a) und Unterthor (b) unterscheiden. Der Raum, welcher durch die Thore eingeschlossen wird, heißt die Kammer. (C).

Wir nehmen hier an, daß die Gegend oberhalb der Schleuse höher läge; das Wasser in dem Flusse hätte folglich einen stärkern Fall in die tiefere Gegend und bewirkte in A, und weiterhin, Seichtigkeit. Die Fahrzeuge fänden hier nicht Wasser genug. Wie könnte das Wasser anders geschwellt werden, als durch Stauchung oder Hemmung des Laufes, bis der Wasserspiegel eine gewisse Höhe erreicht hätte? Das geschieht denn durch die Schleuse. Das Thor (a) am Oberhaupt hält das Wasser auf, und zwingt es zu schwellen (es fängt und staucht). Das Fahrwasser oberhalb des Thores a wäre mithin nicht mehr seicht, und

könnte schwere Fahrzeuge tragen. Wenn nun aber ein Schiff stromaufwärts kommt, wie kann es auf das gestauchte Wasser gebracht werden? Denn wenn man das Thor a öffnet: so stürzt die geschwellte Wassermenge gewaltsam dem Schiffe entgegen, und reißt dasselbe rückwärts fort, wenn es nicht gegen den Strom durch andere Kräfte gezogen wird, und die Seichtigkeit des obern Kanals ist bald wieder hergestellt, wenn das Thor längere Zeit offen bleibt. Es ist daher noch ein Thor a nöthig. Das Wasser in dem untern Kanale B und in der Schleusenkammer C hat gleiche Tiefe. Das Thor b wird geöffnet; das Schiff gehet von B in die Kammer C ein. Das Thor wird wieder geschlossen, und die in demselben befindlichen Öffnungen, welche mit Vorsetzern oder Schützen versehen sind, werden vermittelst derselben verschlossen. Jetzt ist das Wasser in der Schleusenkammer gefangen. Die Schützen im obern Thore A werden aufgezogen, durch die Öffnungen dringt das Wasser in die Kammer, und füllt dieselbe bald so an, daß der Wasserspiegel mit dem Vorwasser gleich ist, und das Fahrzeug gehoben wird. Jetzt,

da die Schleuse gefüllt ist, kann das obere Thor geöffnet werden, und das Schiff gleitet durch dasselbe in den obern Kanal (A). Weil das obere Thor gleich wieder geschlossen wird: so verliert das gestauchte Vorwasser nichts von seiner Höhe, und die Schiffe finden nur verzögerten Aufenthalt in der Schleusenkammer so lange, als sie sich bis zur Höhe des Wasserspiegels vor dem obern Thore füllt.

Gehet ein Schiff den Fluss hinab: so wartet es vor dem Oberthore so lange, bis die Schleusenkammer gefüllt ist. Dann gehet es durch das geöffnete Thor ein; dieses wird sogleich geschlossen und zugeschützt. Darauf öffnet man die Schützen des Unterthores, und zuletzt das Unterthor selbst, damit das Schiff seinen Lauf fortsetzen kann.

Diese Art der Schleusen nennt man Fangschleusen; verschieden von ihnen sind die Stauchschleusen, welche nur ein Thor haben. Indem das Thor geöffnet wird, und das gestauchte Wasser hervorstürzt, wird das stromaufwärts gehende Fahrzeug, welches gleich hinter dem Thore liegt, über dem Wassersturz, welcher dasselbe hebt, hinaufgezogen. Das abwärts

gehende Fahrzeug hingegen wird von dem Wasser mit fortgerissen.

Durch **Fangschleusen** kann man Schiffe über hohe Wasserfälle bringen. In Schweden hat der **Göthafluss** bei dem Dorfe **Trolhätta** vier berühmte, hohe Wasserfälle; und doch gehen Fahrzeuge den Fluss auf und ab. Unterhalb der Wasserfälle lenken die Schiffe in einen Kanal ein, und werden nach und nach durch 8 Schleusen zu einer Höhe von ein hundert und zwölf Fuß, schwedischen Längenmaßes *), emporgehoben, so daß sie oberhalb der Wasserfälle wieder in den Göthafluss einlaufen können.

Als wir über den Kanal fuhren, hörten wir in einem Mühlenwerke, welches links nicht weit von uns stand, ein sonderbares Geräusch, als ob eine Menge dünner Eisenstangen unter einander geworfen und geprellt würde. Es war eine Drahtmühle. Weil wir in Niederfinow Mittag machten, hatte ich Zeit, an den Kanal zu gehen, und die Mühle zu besehen.

*) Der schwedische Fuß verhält sich zu dem pariser, wie $133\frac{1}{6}$ zu 144.

Die Drahtmühle.

In derselben wird das Eisen zu dünnen Stäben ausgeschmiedet, und dann auf dem Drahtzuge zu Drahte von verschiedener Dicke gezogen. Das geschiehet durch folgende Werkzeuge. Auf einem großen, tischartigen Klotze, welcher die Ziehbank heißt, ist ein viereckiges, keilförmig gearbeitetes Stück Eisen eingeschlagen, so, daß es mehr Höhe als Breite hat; wagerecht sind durch dasselbe verschiedene Löcher trichterförmig gebohrt. Es wird das Zieheisen genannt. Der Drahtmüller glüht seine dünnen Eisenstangen weich, und löscht sie in Talg ab; dann feilt er die Spitze verloren zu, damit sie durch eins der Löcher im Zieheisen gesteckt werden kann, so daß sie aus der engern Öffnung des Loches hervorragt. Ist der Eisenstab durch das Loch des Zieheisens gesteckt, so läßt der Müller das Werk an, oder er setzt vermittelst eines Hebels das Räckewerk in Thätigkeit. Eine große eiserne Zange, welche sich vor dem Zieheisen befindet, öffnet sich, nähert sich dem Zieheisen, und ergreift die Spitze des Eisenstabes. Sie schließt sich dann fest zu, und wird durch

einen heftigen Ruck des Werkes auf eine gewisse Weite zurückgezogen. Die ergriffene Spitze des Eisenstabes muß ihr folgen; dadurch wird ein Faden aus dem Körper des Stabes gezogen, welcher an Dicke dem Durchmesser des Loches im Zieheisen gleich ist. Die Zange öffnet sich wieder, läßt den Draht fahren, nähert sich dem Zugeisen von neuem, faßt den Draht hier wie vorher, und setzt ihre Arbeit ununterbrochen fort. Unterdeß windet das Werk den hervorgezogenen Draht auf die Scheibe oder Leier, eine Walze, welche gleichmäßig mit der Bewegung der Zange umgetrieben wird.

Der gewonnene Draht bleibt entweder so, wie er ist, oder er wird noch einmal durch ein engeres Loch gezogen, wodurch er noch mehr Ausdehnung erhält, und dadurch an Dicke verliert.

Damals arbeitete die Zange nicht; aber der Herr des Werkes war so gefällig, sie zu meiner Belehrung in Thätigkeit zu setzen. Die dünngeschmiedeten und kreisförmig gebogenen Eisenstäbe sowohl, als der fertige, in großen Bogen aufgewundene Draht werden in einer besondern Vorrichtung gereinigt. Mehrere

Pfosten, welche sich wie Arme neben einander vorstrecken, werden von dem Wasserrade so in Bewegung gesetzt, daß sie sich wechselsweise wie die Tasten eines Klaviers heben.

Aus ihnen ragen Pflöcke empor. Über diese wird der Draht auf die Pfösten gelegt, und durch deren Bewegung geprellt. Die Pflöcke, welche sich gleichsam im Mittelpunkt des Bogens befinden, verhindern, daß der Draht abgeworfen werden kann. Zugleich schießt Wasser auf den Draht. Durch dieses Verfahren wird das Eisen gleichsam gescheuert, und verliert durch das Prellen die anhangenden rauhen Theilchen.

Mittagsmahl.

Von genossenen Speisen soll man in Reisebeschreibungen nicht erzählen; doch darf man wohl eines Fasttages gedenken. Beinahe hätten wir in Niederfinow strenges Fasten halten müssen: denn in dem Wirthshause stand nichts zum Dienste des Magens bereit, als saures Bier, und ganz ungenießbares Brot.

Der Zolleinnehmer erbarmte sich unser,

und ließ uns warme Speisen bereiten, deren Genuß bei dem rauhen Wetter wohlthätig war. Ein benachbarter, adeliger Guthsbesitzer sendete ein par Flaschen guten Weines mit verpichten Pfropfen, und besorgte uns einen Vorspannpaß, ohne daß ich etwas davon erfuhr. Diese Güte war für uns die größeste Wohlthat: denn unsere müden Pferde erhielten nicht allein bedeutende Erleichterung durch vorgespannte Bauerpferde, auch unser, des Weges unkundiger Kutscher fand einen guten Wegweiser an dem vorreitenden Bauer.

Mit herzlichem Danke gegen dienstfertige, gütige Menschen fuhr ich ab. Wir kamen nach Parstein, wo wir neue Vorspannpferde erhielten. Der Abend fieng schon an zu dämmern. Ehe der Dorfschulze Pferde herbeigebracht hatte, verging eine Stunde, welche mir in der Wohnung des kenntnissreichen Predigers angenehm verfloß. Schon war es dunkle Nacht, als wir nach Stolpe gelangten, einem uralten Schlosse und Flecken mit gewissen Stadtgerechtigkeiten. Es liegt an einem Arme der Oder. Ich habe nichts davon gesehen, als

matt erleuchtete Fenster, und die Stimme des Schulzen gehört, welcher erklärte, daß keine Vorspannpferde zu haben wären. Wir mußten daher mit unsern abgematteten Thieren in dunkler, rauher Nacht den beschwerlichen Weg fortsetzen, und kamen gegen elf Uhr mit einem lahmen Pferde in Schwedt an.

Schwedt.

In dem weitläuftigen Schlosse hatten schon die früher angelangten königlichen Prinzen und Prinzessinnen ihre Ruhezimmer gefunden. Auch die vortrefflichste der Frauen, die Königin, war nebst ihrer theuern Schwester, der geliebten Mutter meines Zöglinges, längst angekommen. Wir fanden ein großes Zimmer für uns offen, aber nicht bereit: denn wie hätte in so kurzer Frist alles zubereitet werden können! In dem Riesenofen knallten die eingeschobenen Scheite; aber mit der Erwartung, daß erst am folgenden Morgen die Hitze den dicken Körper durchdrungen haben würde, konnten wir uns nicht erwärmen. Zum Glücke fand ich ein großes Kaminfeuer in einem anstoßenden ausgedehnten Zimmer, wenn

ich nicht irre, der ehemaligen Konditorei. Hier liessen wir durch die wohlthätige Wärme das Zittern der Glieder vertreiben.

Es ist mir nicht angenehm, an einem Orte zu sein, und nicht zu wissen, wie er aussieht. In der finstersten Nacht war ich angekommen, hatte durch den Schein einzelner Lichter aus den Fenstern bemerkt, daß auf den Straßen Baumreihen standen, und aus den hellerleuchteten Fenstern des Schlosses eine oberflächliche Vorstellung seiner Anlage erhalten. Es ist ein drei Stock hohes Hauptgebäude, welches zwei Flügel nach der Stadt verstreckt. Die Hoffnung, am folgenden Morgen mich umsehen zu können, wurde durch den Befehl niedergeschlagen, daß wir morgen mit dem frühesten nach Stettin abreisen sollten.

Der Morgen brach an; doch nicht das Tageslicht; ein dichter, stinkender Nebel bedeckte alle Gegenstände so, daß ich nicht über den Schloßhof zu dem andern Flügel blicken konnte. Schwedt ist also im eigentlichen Sinne für mich in Nacht und Nebel gehüllt geblieben. Einen Theil des innern Schlosses habe ich gesehen, Schwedts besonderes Backwerk am Mor-

gen gekostet, seinen Kohl am Abende vorher gespeiset, und die Oder vorbei rauschen hören. Das ist alles, was ich selbst von diesem Orte erfahren habe, der einst durch die Gegenwart eines Markgrafen glänzend gewesen ist. Denn der Kurfürst von Brandenburg Friedrich Wilhelm, bekannt unter dem Namen des großen Kurfürsten (starb 1688) gab seinem zweiten Sohne, Philipp Wilhelm, die Herrschaft Schwedt nebst Stadt und Amt Vierraden als Abfindung, statt des jetzt bei Fürsten gewöhnlichen Abfinde-Geldes (Apanage). Vater, Sohn und Enkel besaßen diese Herrschaft, und nannten sich Markgrafen zu Brandenburg-Schwedt. Der letzte Markgraf, Heinrich Friedrich, starb im Jahre 1789, ohne männliche Erben zu hinterlassen, und das Stammhaus Brandenburg zog die Herrschaft wieder ein. Der zweite Markgraf, Friedrich Wilhelm, ließ dem Schlosse, welches zum Theil schon einhundert und vierzig Jahre alt war, von 1721 an die jetzige Gestalt geben; Heinrich Friedrich aber suchte durch Erbauung eines Schauspiel- und Rathhauses, mehrerer Privathäuser und

einer Kirche, durch Anpflanzungen von Alleen, Anlegung von Gärten, Aufräumung verwilderter Gegenden der Stadt und Landschaft Reize zu geben.

Der Nebel hatte sich noch nicht gehoben, als wir abfuhren. Erst gegen Mittag konnten wir die Gegend deutlich erkennen. Wir kamen in die kleine pommerische Stadt

Garz.

Daß die Bürger derselben vom Ackerbau meistentheils leben, zeigten die Wohnungen an. Außer den gewöhnlichen, für die Nothdurft arbeitenden Handwerken wurde die Strumpfweberei fabrikmäßig betrieben. Freie Fischerei auf der Oder, Bearbeitung der Stadtfelder, (135 Hufen) und Benutzung der Wiesen (6929 Morgen) sind jedoch die Hauptbeschäftigung dieser Bürger, welche, zwischen Handwerker und Bauer in der Mitte stehend, der Fledermaus in der Fabel gleichen, die man weder unter den Vögeln noch unter den vierfüßigen Säugethieren dulden mochte. So ein Mensch gelangt nie zu dem wahren Kunstfleiße, weil er seinen Stieren lieber hinter dem Pfluge nachgeht; er gelangt aber auch nie zu dem

Wohlstande eines fleißigen Bauers, weil er als Städter leben will. Gewöhnlich findet man in Ackerstädten ungeschickte Handwerker, deren langsame Arbeit man theuer genug bezahlen muss, weil sie die verschwendete Zeit mit in Anschlag bringen.

In dem Posthause speiste ich mit meinem Prinzen zu Mittage. Es war Sonntag, daher fanden sich eine Menge wohlgekleideter Zuschauer ein, welche endlich einen Kreis dicht um uns zogen, so daß mir diese Ehre höchst beschwerlich wurde. Bald strömte aber alles aus der Thür; die Königin kam an. In ihrem Wagen saß die geliebte Schwester neben ihr. Entzücken und Staunen erfüllte die Gemüther: denn die Königin war die Wonne des Volkes; sie besaß die seltenen Gaben, anspruchlos die Herzen zu gewinnen. Das Volk verehrte Luisen nicht als Königin, sondern als Schutzengel, als ein segnendes, erquickendes, Kummer zerstreuendes, höheres Wesen. Die Königin sprach aus dem Wagen zu den Gegenwärtigen kurz über das, was das Volk zu wissen wünschte. Eine Schlacht ist verloren, sprach sie; doch habt Hoffnung; es kann alles

gut gehen. Habt nur Muth. Der König ist gesund! Die Menge wiederhohlte die Worte der Königin. Thränen glänzten in den Augen der meisten; das rührendste Opfer der Liebe.

Ich trug meinen Prinzen an den Wagen, wäre aber bald an dem Kutschenschlage zerquetscht worden: denn die Straße hatte sich so gestopft, daß kein Mensch zurückweichen konnte, sondern von dem fortgepflanzten Drucke gewaltsam vorgetrieben wurde. Die abschüssige Seite der Straße von dem Posthause gegen die Mitte derselben beförderte den Druck gegen den Wagen. Beschwerlicher und gefährlicher wurde mir das Zurücktragen des Prinzen, obgleich ich nur ungefähr 10 Schritte bis zum Posthause zu gehen hatte. Ich wurde eingezwängt und emporgehoben, und kam nicht sobald wieder auf die Erde. Ein Bauermädchen wurde gegen meinen rechten Ellenbogen so heftig mit der Brust gequetscht, daß sie kläglich aufschrie.

Von Carz bis Stettin hatten wir noch drei Meilen meistens im Sande zu fahren. Vor Stettin wurde die Gegend sehr lebhaft. Die Wege waren überall von Reitenden, Fah-

renden, Lustwandelnden erfüllt. Stettin mit seinen Thürmen nnd Schanzen zeigte sich großartig im Hintergrunde. Wir fuhren über Dämme, welche statt der ehemaligen Zugbrücken in dem Wallgraben aufgeschüttet waren, iu die Stadt ein, deren hohe Wälle das kriegerische Ansehen längst verloren hatten.

Stettin

kündigt sich auf den ersten Blick als glänzende, reiche, wohlbevölkerte Handelsstadt an. Sie hatte damals gegen 18,000 Einwohner und 1600 Häuser. Große, schöne Gebäude mit prangenden Kaufläden, einige breite, helle Straßen, aus den Fenstern vorscheinende Pracht oder Nettigkeit, lebhaftes Menschengewühl auf den Straßen, besondere Eilfertigkeit junger, modisch gekleideter Männer, die sich dadurch als Kaufmannsdiener ankündigen, Hin- und Herschleifen der Waarenballen und Fässer, vergnügtes Schiffsvolk zeigen an, daß Stettin die Stadt der Kaufleute sey, welche Brandenburg und Schlesien mit Waren versehen, die sie aus fremden Ländern auf der Ostsee herbeiführen, aus derselben in die Oder bringen,

und auf berliner, frankfurther und breslauer Fahrzeugen die Oder stromaufwärts versenden. Wenn man aber die Stadt von mehrern Seiten ansieht, und einzelne Theile durchgeht: so findet man dagegen wieder alte Gebäude mit Giebeldächern, enge, bergauf bergab gehende Straßen und Gassen, und erkennt daran das Alter der Stadt.

Zu sehr beschäftigt mit unsern eigenen Angelegenheiten konnten wir nicht gleich unsere Aufmerksamkeit auf die Merkwürdigkeit der Stadt richten. Wir hofften länger hier bleiben und uns häuslich einrichten zu können. Die Königin, ihre Prinzessinnen Töchter, ihre Schwester erhielten Wohnung in dem großen, wohlgebaueten Landschaftshause, wo die Generallandschaftsdirektion ihre Sitzungen hält. Der Kronprinz und der Prinz Friedrich von Preußen hatten bequeme Wohnungen in Privathäusern gefunden, vor der Hand mußte ich Unterkommen in einem mittelmäßigen Gasthofe suchen, weil ich in der Nähe der Mutter meines Prinzen zu wohnen für nöthig fand; die nahen bessern Gasthöfe aber völlig mit Flüchtlingen aus Berlin besetzt waren.

Die verwirrten Nachrichten über den Feind beunruhigten das Volk; jedes Geschäft gerieth in Stocken, die bange Erwartung der Zukunft unterdrückte den Frohsinn. Man konnte sich nicht vorstellen, daß Preußen anders, als durch Verrätherei überwunden worden wäre: denn man hatte zuviel Vertrauen auf die Tapferkeit der Preußen und die Weisheit der Feldherren gesetzt. Daher suchte das Volk überall Verräther auf. Wehe, wenn ein Volk in der Leidenschaft selbst Richter seyn will! Ein unschuldiger Mann wäre dabei fast das Opfer der Wuth geworden.

Wir waren gänzlich von sichern Nachrichten verlassen; die Familien und königlichen Beamten, welche von Berlin hieher geflohen kamen, brachten eben so unsichere Nachrichten mit. Am 22sten Oktober kam ein Feldjäger von dem Könige, der sich in Küstrin befand, an die vortrefflichste Königin. — Wir erhielten sogleich Befehl, den folgenden Morgen nach Danzig abzureisen. Die Königin gieng nach Küstrin. Ich hatte an diesem Tage beschlossen, mit meinem nunmehr entschlafenen Freunde Reimmann, dem Erzieher des Prin-

zen Friedrich von Preußen, einige Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen; dieser Plan musste aufgegeben werden. Wir mussten uns für die Reise beschäftigen, und besonders wärmere Kleidungen herbeizuschaffen suchen.

Am 23sten Oktober des Morgens reisten die königlichen Prinzen und Prinzessinnen nach Danzig ab. Ich schloss mich an den Zug an.

Der Weg über die Oder nach der äußersten Stadt Vorpommerns, der ehemaligen Festung Damm, ist höchst beschwerlich: denn man fährt auf einem Steindamme eine Meile lang. Die Oder besteht hier aus vier Armen, der eigentlichen Oder, der Parnitz, der kleinen und großen Reglitz. Zur linken Hand hat man den großen Dammschen See, in welchem sich die vier Arme der Oder vereinigen. Außerdem durchschneiden eine Menge großer und kleiner Graben die Straße. Es folgt daher Brücke auf Brücke, bald aus Holz, bald aus Steinen. Über die Oder führt eine hölzerne Zugbrücke, welche 398 Fuß Länge hat; dann folgt eine 348¼ Fuß lange hölzerne Brücke über die Parnitz. Die Brücke über die kleine Reglitz ist ebenfalls aus Holz und nur 120

Fuß lang. Die letzte, welche über die große Reglitz sich streckt, ist die längste. Sie misst 651 Fuß.

Alt Damm ist noch mit Gräben und Wällen umgeben; dient aber nicht mehr als Festung. Die Stadt ist klein, schmutzig und schlecht gebaut.

Gollnow.

Auf lockern Sandwegen wurden die schweren Wagen von schlechten Pferden mühsam fortgezogen. Meinem leichten Halbwagen waren die schlechtesten Pferde zu Theil geworden; doch ungeachtet aller Hindernisse in Stettin hatten wir die Reisegesellschaft bald eingeholt; denn mein Postillon, ein Knabe von 12 Jahren, hatte viel guten Willen. Der kleine Wagen konnte auf jedem Seitenwege gefahren werden, daher benutzte der Knabe besonders die Wälder, wo er zwischen den Bäumen durch auf Rasen fuhr.

Von Altdamm bis Gollnow werden 4 Meilen gerechnet. Sie kommen dem Reisenden nicht kurz vor, denn er hat zu wenig Abwechselung der Gegend. Sandflächen, von Hol-

zungen unterbrochen, bieten sich rechts und links dar. Vor Gollnow wird die Gegend lebhafter: denn die Ufer der Ihna sind fruchtbar, und von den Gollnowern zu Gärten fleißig benutzt worden. Die Ihna kommt nördlichen Laufes aus der Neumark heran, wendet sich bei Gollnow nach Abend, und fällt in die Oder, da wo diese aus dem Dammschen See tritt. So hat dieses Flüsschen den Gollnowern einen Handelsweg nach Stettin eröffnet. Sie führen Gartengewächse nnd Lebensmittel in Menge dahin. Dieser Handel macht einen Hauptnahrungszweig des Städtchens aus, welches ein sehr reinliches Ansehen und ein neues, gutgebautes Rathhaus hat. Der Wagen des Prinzen Friedrich von Preußen war unterweges gebrochen. Er wurde in Gollnow wieder ausgebessert. Der Prinz fand Platz in meinem Wagen; sein Erzieher blieb bei dem schadhaften zurück. — Es war schon Nacht geworden, als wir in dem Ackerstädtchen Naugard, zwei Meilen von Gollnow, ankamen. Hier versammelte sich eine Menge Menschen um den Wagen. Ein Mann trat zu mir mit der heimlichen Bitte, ob ichs nicht möglich machen

könnte, daß eine Laterne in die Nähe des Wagens gebracht würde, so, daß man die Prinzen sehen könnte. Ich gewährte gern seinen Wunsch, und verlangte eine Laterne, um das Postgeld bezahlen zu können. Sie wurde auf den Bock gesetzt, der mit dem Wagenkasten verbunden war; ich zählte Geld, und ließ den Leuten das Vergnügen, die freundlichen Prinzen zu betrachten: denn der Mensch siehet gern das seltene, von sich durch irgend eine Auszeichnung weit getrennte. Wir mußten unsere Reise noch 2½ Meile weiter bis

Plathe

fortsetzen. Es war finstere Nacht, als wir vor dem Posthause ausstiegen, und hier eingeladen wurden, auf dem Schlosse Erquickungen zu genießen, wohin sich die Mutter meines Zöglings schon begeben hatte. Im Dunkel der Nacht wurden wir dahin geleitet; der Eingang zum Schlosse schien mir alt ritterlich. Die Treppe, welche wir erstiegen, war es wirklich. Wir wurden in einen Sal geführt, wo eine lange Tafel mit allerlei Speisen besetzt war. Ich sahe viele schon speisende Personen, noch mehr leere Plätze für die erwar-

teten Fremden. Ich setzte mich, und genoß, ohne die Gesellschaft zu kennen; selbst die Familie des gütigen Bewirthers, eines Herrn von der Osten, blieb mir unbekannt. Viele kamen, um mit uns zu sprechen; aber wer hatte Zeit, Bekanntschaften zu machen. Wir kehrten in das Posthaus nach aufgehobener Tafel zurück, weil Ihro königl. Hoheit, die Prinzessin zu Solms Braunfels, um nicht zu belästigen, im Posthause lieber, als im Schlosse übernachten wollte. Doch fanden wir weder hinlänglichen Raum noch Betten. Eine gute Streu bot uns Nachtlager an, und der Prinz Friedrich war erfreut, einmal auf einer Streu zu schlafen. Reimmann kam um Mitternacht mit dem wiederhergestellten Wagen an, und fuhr früh am Morgen lange vor uns fort. — Der Weg am folgenden Tage führte durch schlechte Gegenden, durch Sandflächen, welche vom Winde jedesmal anders gestaltet wurden; Kiefernwälder zeigten sich in der Ferne; in der Nähe waren selten Bäume. Am Wege standen ein Paar entkräfteter Pferde, welche von den voranfahrenden Wagen hatten abgespannt werden müssen. Das waren die einzigen lebenden Ge-

schöpfe, welche wir erblickten. Die Dörfer lagen weit von einander. Die Bauart der Häuser war zu einfach: denn Schornsteine fehlten, die Fenster waren kleine Löcher, die Dächer hatten überall Lücken, damit der Rauch durchziehen konnte, der sich im ganzen Hause verbreitet. Der Postenwechsel war im Dorfe

Pinnow,

das Posthaus, ländlich gebaut, gefiel doch durch Reinlichkeit. Hier fanden wir mehrere adeliche Damen, welche Väter, Gatten, Brüder und Söhne bei der Armee hatten. Von aller Nachricht verlassen, suchten sie hier von den Durchreisenden Erkundigung über das Schicksal des Heeres und das Leben der Ihrigen einzuziehen. — Zur folgenden Station zogen uns zwei elende Pferde über Erwartung gut. Nichts kann dem Reisenden erfreulicher seyn, als eine unerwartete, gastfreundliche Aufnahme. Diese wurde uns in dem Edelhofe zu Leppin zu Theil, wo zugleich die Post ist. Dieses Dorf gehöret einem Herrn von Blankenburg, welcher nicht gegenwärtig war; aber dessen Schwager, der Herr von Örzen, hatte alle Veranstaltungen getroffen, um die

reisenden fürstlichen Personen mit ihrem ganzen Gefolge zu bewirthen. Gute Pferde brachten uns nach Tische bald nach

Cörlin.

Diese offene Stadt liegt an dem Flusse Persante, der sich von da, nördlichen Laufes, nach Kolberg richtet, und dort von der Ostsee aufgenommen wird. Die Stadt selbst hatte nur gegen 200 Häuser und kaum 900 Einwohner, welche theils im Ackerbaue, theils durch Verwebung wollenen Garnes zu Tuch, Rasch und Zeuch ihren Erwerb fanden. Ländlich, doch nicht unangenehm waren die Häuser gebaut. Einen Beweis des Gartenbaues empfiengen wir. Es wurden uns von den Magistratspersonen allerlei Früchte des Herbstes vom beßten Gewächs dargebothen. Wir fuhren von Cörlin ab, als sich der Abend nährte, und kamen im Dunkeln nach

Cöslin.

Der Marktplatz, auf welchem wir vor einem Gasthofe anhielten, stellte sich vortrefflich dar. Ein großes geräumiges Viereck, rings von 2 Stock hohen Häusern eingeschlossen, deren Fenster beinahe sämmtlich erleuchtet waren! Die

Häuser sind aus Steinen gediegen erbaut. Die alte, im Jahr 1188 von Sachsen angelegte, Stadt ist durch Verheerungen im 30jährigen Kriege, durch großen Brand im Jahre 1718 und durch die Verwüstungen der Russen im 7jährigen Kriege gänzlich zu Grunde gegangen. Seit jenen unglücklichen Ereignissen hat sie sich durch königliche Unterstützung aus Asche und Trümmern verjüngt emporgehoben, und gehört zu den blühendsten Städten Hinterpommerns. Die häufigen Besuche des pommerschen Adels, ein königliches Hofgericht, und ein Konsistorium geben ihr Lebhaftigkeit, Glanz und Narung. Im Gasthofe fanden wir jede Bequemlichkeit, welche wir wünschten, in Bereitschaft, ein Beweis, daß man in Cöslin Bedürfnisse des verfeinerten Lebens kennt, und sie auch zu befriedigen versteht: denn da, wo man schlechte Gasthöfe findet, ist die Nachbarschaft mit Schlechtem zufrieden; wo hingegen die Einwohner das Bessere begehren, da stehet doch einer wenigstens auf, und richtet das Bessere ein. Die Narung der Einwohner geben die gewöhnlichen bürgerlichen Beschäftigungen belebter Städte. Doch wird auch

Ackerbau und Viehzucht betrieben, und Handel auf der Ostsee gesucht: denn diese ist nur eine Meile entfernt.

Wir hörten viel von dem Gollenberge sprechen. Man sagte uns, wir würden über einen niedern Rücken dieses Berges am folgenden Morgen fahren, und möchten uns nicht scheuen, die links liegende Höhe zu ersteigen: denn die Aussicht führe zum Meere.

Der Gollenberg.

Am folgenden Morgen gelangten wir bald nach unserer Abfahrt an diesen Berg. Er liegt zwischen den Städten Zanow und Cöslin, und reicht an letztes mit seinem sandigen Fuße. Er ist wohl nichts anders, als eine Düne, oder eine vom Meere aufgeschwemmte und dann, vom Winde durch Hinzuwehen vergrößerte Sandanhöhe, welche jetzt meistentheils mit Holz bewachsen ist. Das Ersteigen wurde uns schwer, weil der Sand keinen festen Tritt gestattete. Und unsere Anstrengung wurde nicht belohnt. Die Erwartung, etwas von dem erhabensten auf der Erde, ein brausendes Meer, vor uns liegen zu sehen, hatte uns angespornt;

allein der Nebel, welcher die Ferne undeutlich machte, ließ uns nur einen matten Streifen des Meeres erblicken.

Oben fanden wir Trümmer einer alten Kapelle der Jungfrau Maria; wovon der Berg in ältern Zeiten unser lewen Fruwen Berg genannt wurde. Einst befand sich in der Kapelle ein wunderthätiges Marienbild, und Andächtige wallfahrteten zahlreich dahin. Der Thurm der Kapelle diente den Seefahrern zum Leuchtthurme: denn eine Laterne wurde des Nachts auf demselben ausgehängt. Jetzt wallfahrten die Cösliner dahin, um die Sonne aufgehen zu sehen, und die Wonne des ersten Erwachens der Natur vom Schlafe zu genießen. Gewiß ein reinerer Gottesdienst, wenn wir die Wunder Gottes, die vor uns liegen, in ihrer Schönheit und lebendigen Wirkung auf unser Gefühl empfinden, als zu jener Zeit, wo der Aberglaube nach Wundern begierig war, die nur auf einem gebrechlichen Körper, ein schadhaftes Bein oder ein hartnäckiges Geschwür wirken sollten.

Noch fanden wir hier einen aufgerichteten großen Baum, an den sonst eine Tonne

zum Zeichen für die Seefahrer gehängt wurde. In frühern Zeiten, bis 1741, zogen jährlich die Schüler dahin, und befestigten an dem Baume eine Fahne. Dieses war ein Schulfest, im Geschmacke der Vorzeit, welche an prunkenden Aufzügen viel Vergnügen fand.

Wir feuerten ein Paar Pistolen ab. Warum schießt man doch auf merkwürdigen Anhöhen so gern? Wohl nicht deswegen, um die Wirkung des Schalles zu erfahren, sondern aus Ursachen, die tiefer in dem Menschen liegen. Da, wo er so abgesondert stehet von der übrigen Gesellschaft, und unter sich in der Tiefe, wohin seine Sprache nicht dringen kann, das Menschengewühl in verkleinten Umrissen erblickt, möchte er sich gern mit ihnen noch in Verbindung setzen, und seinen Stand auf der Höhe ankündigen.

Nachdem wir von der Bergspitze herabgestiegen waren, und unsern Wagen wieder fanden, bemerkte Reimmann, daß ein Pelzhandschuh von mir in einiger Entfernung in dem Gleise der zurückgelegten Straße läge. Die Wagen waren den Berg herabgefahren worden, und durch die Bewegung war der

Handschuh aus dem Halbwagen geschlüpft. Einer von den zwei Männern, welche Pferde an dem Wagen gespannt hatten, gieng zurück, den verlornen wieder zu bringen. Zurückkehrend trug er ein Säckchen mit harten Thalern in der Hand. Es war tief ins Gleis gedrückt gewesen. In meinem Wagen war keine Wagentasche; ich musste daher das Geld zur gewöhnlichen Ausgabe hinter mir liegen haben. Damit es fest läge, hatte ich das Säckchen in den Winkel hinter das Sitzkissen gedrückt, und doch war es durch die Stöße des Wagens herausgeglitten. Der Handschuh rettete mein Geld: denn ich würde das Fehlende nicht sogleich bemerkt haben.

Nach einem Wege von fünf Meilen durch Gegenden, wo wir nichts merkwürdiges weiter fanden, als hier und da eine kleine Heerde der pommerschen Gänse, die sich durch ihre außerordentliche Größe auszeichnen, gelangten wir zur Mittagszeit nach

Schlawe,

einer kleinen Stadt von nicht einmal 300 Häusern, von denen jedoch mehrere wohl gebaut und geräumig sind. Ackerbau und Viehzucht

sind die vorzüglichste Nahrungsquelle der Bürger. Doch treiben einige starken Leinwandhandel, und ein Jahrmarkt, der zu Johannis gehalten wird, hat dieses Handels wegen Berühmtheit erhalten. Wir eilen, um nach Stolpe zu kommen.

Stolpe,

eine nicht große, aber wichtige Handelsstadt Hinterpommerns, hat größtentheils ansehnliche, festgebaute und mitunter sehr große Häuser, welche die Zahl 600 noch übersteigen. Gegen 5000 Einwohner lebten hier theils vom Handel und von Arbeiten für den Handel, theils von den Bröckchen, die von des Reichen Tische fallen. Der Fluss Stolpe fliesst durch die Stadt, und theilet sie; südlich an der Grenze Westpreußens ist sein Ursprung; fischreich durchfließt er fruchtbare Gegenden bis zur Nähe der Ostsee, in welche er sich, einen Hafen bildend, bei dem Fischerdorfe Stolpemünde ergießt. Ehe sein Hafen versandet war, sahe man viele große Kaufmannsschiffe landen, und Stolpe blühete einst durch ihn im hanseatischen *)

*) Als im 13ten Jahrhunderte die Fürsten zu schwach waren, ihre Unterthanen beim Han-

Bunde. In neuern Zeiten wurde Holz den Fluss hinabgeflößt und Waren der Kaufleute, besonders Bernstein, wurden auf Böten dem Hafen zugeführt, aus welchem jährlich 40 bis 50 Schiffe liefen. Auch dieser Handel, welcher Stolpe's Wohlstand begründete, ist zerstört durch den strengen Krieg der Landmächte wider England.

Gastfreundlich war in Stolpe für die Aufnahme der reisenden fürstlichen Personen und deren Gefolges gesorgt worden. Die Wagenführer empfiengen gleich beim Eingang in die Stadt die Weisung, wohin sie die Fremden bringen sollten. Bei angesehenen Hausbesitzern, besonders bei reichen Kaufleuten waren Woh-

---

del zu schützen, machten die großen Städte Hamburg und Lübeck i. J. 1241 einen Bund oder Hansa, sich zu Wasser und zu Lande durch Schiffe und Krieger zu schützen; diesem Bunde traten bald viele Städte bei, wenn sie auch nicht Seehandel trieben, um durch das hanseatische Heer vor Angriffen sicher zu seyn. Als mehr Ordnung in Deutschland entstand, löste sich nach und nach der Bund auf. Nur Hamburg, Lübeck und Bremen blieben in der letztern Zeit Hansestädte, bis sie vor kurzem mit Frankreich vereinigt wurden.

nungen aufs beste bereitet. — Diese Kaufleute waren der Grund von dem damaligen Wohlstande der Stadt. Sie hatten sich zwar zum Theil durch den Fleiß der Bürger Reichthümer erworben; aber sie hatten auch durch ihre Betriebsamkeit dem Bürger Gelegenheit zum Verdienen gegeben. Er fand bei ihnen Hilfe durch Vorschüsse, und gewissen Absatz seiner gefertigten Handelswaren. Ein anderer Theil der Bürger arbeitete für die Bedürfnisse und Genüsse der Reichen und erhielt sein Hauswesen anständig von dem Überflusse, den der Handel in die Stadt brachte. — Die häuslichen Einrichtungen für Nothdurft und Bequemlichkeit waren geschmackvoll, oder wenigstens modisch, meistens von englischer Arbeit, da durch den Handel eine nähere Verbindung mit England Statt fand.

Wir besahen das Kadettenhaus, welches nunmehr aufgehoben, und mit dem potsdamschen vereinigt ist. Mich trieb die Wissbegier nicht allein dahin, auch die Freundschaft: denn der damalige Direktor der Anstalt, Major von Bonin, war einer meiner würdigsten Freunde, ein Mann, der des Menschlichschönen so viel

in sich vereinte, daß er die Herzen aller gegewann, die ihn kennen lernten. Er ist nicht mehr! Wie oft werden die Edeln der Erde zu früh entzogen!

Das Kadettenhaus war von Friedrich dem Zweiten im Jahre 1769 gestiftet, anfangs für 48 Knaben von adeliger Geburt aus Pommern; vom Jahr 1778 an aber für 96 arme Adelige erweitert. Eigentlich sollten hier nur Knaben unter zwölf Jahren aufgenommen, und für das Kadettenhaus zu Berlin vorbereitet werden, wo keiner eintreten darf, der nicht das zwölfte Jahr erreicht hat. Daher war die Art des Unterrichtes verschieden von jenem zu Berlin, und die Übungen für den Kriegsdienst fielen hier meistentheils weg; Übung unterm Gewehr und Wachestehen fanden nicht Statt. Pflege des Körpers, Befestigung und Übung der Körperkräfte und Bildung des Geistes durch die Anfangsgründe des menschlichen Wissens waren der Zweck dieses Hauses, welches das königliche Erbarmen den verwaiseten und armen Söhnen der Adeligen eröffnet hatte. Sie fanden hier Kleidung nach gleichem, dem Krieger gegebenem Schnitte, doch ohne Degen, Speisen an

gemeinschaftlichen Tischen, Wohnung in verschiedenen Abtheilungen des Hauses unter Aufsicht junger Gelehrten, welche Gouverneur hießen, und Unterricht in Lehrstunden von angestellten Lehrern oder den Gouverneuren. Die meisten wurden nach erreichtem zwölften Jahre in das Kadettenhaus zu Berlin versetzt; andere fanden gleich Anstellung bei der Armee als Junker, andere, die zum Kriegsdienste entweder körperlich untüchtig, oder nicht geneigt waren, entließ man zur gesetzten Zeit. — Das stolpische Kadettenhaus war weder so wohl gebaut und eingerichtet, noch so wohl unterhalten, wie das berlinische; besonders fehlte ihm Geräumigkeit der Zimmer und des Hofes.

Bernstein und Bernsteindreher.

Die Bearbeitung des Bernsteines beschäftigte in Stolpe gegen 300 Menschen. — Dieses merkwürdige Naturerzeugniß ist zwar der preußischen Küste eigenthümlich, und wird zwischen Pillau und Memel am Strande der Ostsee in bedeutender Menge gefunden, doch erscheint es auch an Pommerns Küste, und

weiterhin nach Abend bei der Insel Rügen; einzeln in verschiedenen Gegenden der Erde.

Wenn die West- und Nordwinde die Wellen der Ostsee gegen Preußens und Pommerns Küste getrieben haben, und das Meer wieder beruhigt ist, siehet man am Ufer hier und da den Bernstein liegen in verschiedener Gestalt, gewöhnlich wie kleine abgeplattete Steine, oft mit einer Schleimhaut überzogen, häufiger bedeckt mit anklebendem Meersande, Wurzelfasern und kleinen Muscheln; oft ist er rein und durchsichtig. Seine Farbe ist verschieden; eigenthümlich ist ihm aber die gelbe, welche sich vom dunkeln Braungelb bis zum matten Gelb lichtet. Je blässer das Gelb, desto größer der Werth; der dunkelste ist der gemeinste, und daher gering geachtet. Gewöhnlich ist er durchsichtig; darum nannten ihn die alten Deutschen Gless oder Glas; es giebt aber eine Art desselben, der milchicht und nur von aussen etwas hineinscheinend ist. Seine Farbe ist dann meist gelb, ganz schwach ins Grünliche spielend, wie das Innere eines Weißkohlkopfes, welcher auch Komst oder Kumst genannt wird. Daher ist diese Bernsteinart unter dem

Namen Kumst bekannt. Man legt ihr den meisten Werth bei. Obgleich steinartig verhärtet, spröde, und auf dem Bruche natürlich glänzend, ist der Bernstein doch durch das Messer zu bearbeiten und zu glätten. Er gewinnt dann theils völligen Glasglanz, theils den sanften Glanz des geglätteten Wachses. Sein Ursprung ist zwar unausgemacht, weil er das Erzeugniß der Vorwelt ist; aber es sind Anzeigen genug da, daß er fließendes Harz gewesen, und durch Einwirkung äußerer Ursachen, vorzüglich des Meerwassers, zum Steine verhärtet ist. Noch kennt man in China das Geheimniß, aus Harze der Fichten eine Art Bernstein zu bereiten.

In dem Innern des Bernsteines findet man oft Ameisen, Fliegen, Würmchen, Sandkörnchen, Mos, Wassertropfen eingeschlossen, oft wird er in Gestalt eines großen Tropfens oder birnförmig angetroffen; beweise genug, daß er flüssig gewesen ist. In Naturaliensammlungen siehet man Bernstein noch an einem Stück Baumrinde hangend, und in der berlinischen Kunstkammer wird ein Stück von einem Stamme mit Astansatze aufbewahrt,

über den schöner, gelber Bernstein geflossen ist. Gräbt man in die Strandberge oder Dünen an der Bernsteinküste, so findet man unter der obern, eisenhaltigen Erdschicht große Baumstämme in leichter, schwärzlicher Holzerde. Es sind Riesenstämme, ohne Mark, Äste, Knoten, Jahrringe, palmenartig, bisweilen 80 Fuß lang. In ihrer Nähe liegen mandelartige Schalenfrüchte. Sind sie vom Meere aus verschlungenen wärmern Erdgegenden hierher geschwämmt? oder sind sie hier gewachsen, wo sie seit Jahrtausenden vom Meeressande überdeckt liegen? wer mag das entscheiden. Sind es vielleicht diese Stämme, aus welchen Berstein geflossen ist? Ich sage geflossen, nicht gedrungen: denn die großen Stücke, welche man findet, beweisen durch ihre Ausdehnung in die Breite, durch ihren flachen, an dem Rande abgerundeten Körper, daß der Stoff einst auf die Erde geflossen, und dann verhärtet ist. Auch ist der Bernstein einst leichtflüssig gewesen, er hat Insekten überrascht, und in dem durchsichtigen Kerker eingeschlossen, ohne sie zusammenzudrücken oder ihnen eine ungewöhnliche Lage zu geben, wie

das langsame Überfließen eines zähen Harzes bewirkt haben musste. Ich habe Mücken eingeschlossen gesehen, so natürlich ruhig, wie sie auf dem Blatte sitzen; man zeigt Fliegen, im Vorschreiten begriffen, in dem Innern der Bernsteinstücke; es finden sich Steine mit Wassertropfen, die von einer zähen Masse wohl verdrängt, aber nicht eingeschlossen worden wären.

Obwohl dieses Harz in Stein verwandelt ist: so hat es viele Eigenschaften des Harzes behalten. Der Bernstein zerschmilzt bei starkem Feuer; wird das Feuer verstärkt und Luft zugelassen, oder wird er an die freie Gluth gehalten: so entzündet er sich, und brennt mit gelber Flamme, unter welche sich blaue und grüne Feuerstreiffen mischen. Daher der Name Bernstein oder Börnstein, von dem alten Worte börnen statt brennen. — Der gelbe Dampf, welchen der Bernstein beim Verbrennen absetzt, hat lieblichen Harzgeruch. — Leichtigkeit hat dieses merkwürdige Naturerzeugniss mit den Harzen gemein, so wie die Eigenschaft, gerieben, kleine Körper an sich zu ziehen, und so lange festzuhalten, bis sie

von dem Stoffe, der sich durch Reibung entwickelt hat, gesättigt sind. Nach seinem griechischen Namen Elektrum (Sonnenstein) wurde diese Erscheinung an andern geriebenen Körpern Elektrizität genannt.

Wird der Bernstein zum Schmelzen gebracht, so fließt er wie Wasser, und verhärtet wieder beim Erkalten; aber er hat seine vorzüglichsten Eigenschaften verloren. Vermischt man ihn im geschmolzenen Zustande mit fetten Öhlen, z. B. mit Leinöhle: so bleibt er flüssig. Man benutzt ihn daher zu einem vortrefflichen Lackfirnisse, der gleich nach dem Aufstreichen trocknet, und besonders bei elektrischen Geräthschaften gebraucht wird. Im siedenden Öhle erweicht der rohe Stein, und läßt sich biegen, ohne Umwandlung zu erleiden; auch erhärtet er beim Erkalten. Einzelne Stücke können zusammengelöthet werden; doch ist das Verfahren dabei ein Geheimniß; selten findet man Künstler, die dasselbe besitzen.

Die Einsammlung des Bernsteins beschäftigt eine Menge Fischer und Bauern, welche am Strande der Ostsee zwischen der Festung Pillau und der Stadt Memel wohnen. Sie

stehen unter Aufsicht königlicher Beamten: denn der gefundene Bernstein ist Eigenthum des Königes (Regal). Auf Entwendung des Steines sind hohe Strafen gesetzt: Karre nnd Galgen! Wenn die Ostsee durch West- und Nordwinde beunruhigt gewesen ist, gehen die Bernsteinschöpfer mit Handnetzen, welche an langen Stangen befestigt sind, und Käscher heißen, in die See. Sie kennen die Buchten und Untiefen genau, wohin der Bernstein durch die Wellen getrieben wird. Den leichten Stein heben die Wellen, und werfen ihn nebst allerlei Unrath in das entgegengehaltene Netz, oder er wird mit dem Käscher aus der Tiefe hervorgezogen. Körpergröße empfiehlt den Bernsteinschöpfer vorzüglich: denn er kann weiter ins Meer gehen; der Meeresgrund der Ostsee an Preußens Küste ziehet sich nur allmählich in die Tiefe hinab, mehr denn hundert Schritt vom Ufer hat das Wasser oft noch nicht Mannshöhe. Desswegen sind die jungen Fischer und Bauerbursche von ausgezeichneter Körpergröße in den Stranddörfern vom Kriegsdienste befreit. Am Ufer wird der gefüllte Käscher ausgeschüttet, und der Bernstein oder das

Schöpfguth von dem übrigen Unrathe ausgelesen. Strandbediente und Strandreiter führen die Aufsicht, und liefern das Gewonnene an den Strandinspektor zu Palmnicken, einem Dorfe an der Ostsee, nördlich über Pillau, welcher den Bernstein so lange in den Zimmern eines ehemaligen Jagdhauses aufbewahrt, bis eine gehörige Menge an die Bernsteinkammer in Königsberg abgeliefert werden kann. Hier wird der Bernstein nach seiner Größe und innern Güte abgetheilt, jede Abtheilung mit besondern Namen bezeichnet, und öffentlich verkauft.

Bei Palmnicken fieng man an, den Bernstein auf bergmännische Art aus den Dünen zu graben: denn öfter hatten die Bauern beim Graben Bernstein gefunden. Allein die Mühe und Arbeit schien vergeblich, als man in einer Tiefe von 86 Fuß noch keine Spur des Bernsteins fand. Doch bei fortgesetztem Graben stieß man bald auf Bernsteinlagen, welche sich flach durch die Erde zogen. Der Stein lag hier nesterweis, wahrscheinlich nach der Lage der Baumstämme, welche hier versunken und verfault waren, und ihr Harz zu-

rückgelassen hatten. Je tiefer gegraben wurde, desto reichere Ausbeute; jedoch selten waren die Stücke zweilöthig, daher wenig Gewinn.

Das größeste Stück Bernstein wurde vor ungefähr 10 Jahren bei Schlapacken, zwischen Insterburg und Gumbinnen, gefunden. Es ist beinahe von der Größe eines gewöhnlichen Papierbogens, flach, ungefähr 2½ Zoll dick, an den Ecken abgerundet und kumstfarbig; sein Gewicht beträgt 13 Pfund 15½ Loth. Der König von Preußen kaufte dasselbe für 6000 Rthlr., und ließ es in der Mineraliensammlung der Bergwerkdepartements zu Berlin aufbewahren.

Der Gebrauch des Bernsteins fällt in die frühesten Zeiten. Beinahe 1000 Jahre vor Christus kannten ihn die Griechen schon, setzten seinen Werth über das Gold, und wendeten ihn zum Schmucke und zu eingelegter Arbeit an. Aber sie wußten nichts von dem Lande seines Ursprunges, und erhandelten ihn von phönizischen Kaufleuten, welche, als Beherrscher des Handels, ihre Handelswege geheim hielten.

Alexanders von Mazedonien Eroberungszüge zerstörten 330 Jahre vor Christus auch den phönizischen Handel. Der Bernsteinhandel wurde unterbrochen. Indeß die Künstler den vorhandenen Stein zu Prachtwerken benutzten, webten Dichter seinen Ursprung in ihre Götterdichtungen. Phaeton, des Sonnengottes und einer Nymphe Sohn, wollte einem Spötter, der an jenem göttlichem Ursprunge zweifelte, beweisen, daß er es wirklich wäre, der den Sonnengott zum Vater hätte. Er bat diesen um Gewährung einer Bitte, und nach erhaltener Zusage bat er um Erlaubniß, die Sonnenpferde, welche die Sonnenscheibe auf der Himmelsbahn führen, einen Tag lang zu lenken. Dem unbesonnenen Jünglinge durfte der Vater die Bitte nicht abschlagen; denn er hatte sich durch den Eid der Götter gebunden; er stellte ihm aber die Größe der Gefahr vor, um ihn zur Entsagung zu bewegen; doch der Sohn ließ sich nicht abhalten. Er bestieg den Wagen. Allein sein Arm war zu schwach für die wilde Kraft der Rosse; sie wichen von der Bahn, wurden nur noch wilder durch die Peitschenhiebe, und schnaubten unaufhaltsam

dahin; schwindelnd ließ Phaeton die Zügel schießen, durch alle Gegenden des Himmels schweiften die Rosse; Wolken entzündeten sich, Eisberge schmolzen, Länder geriethen in Brand, Berge standen in Flammen, die Äthiopier und Indier wurden schwarz, Quellen verdampften, Ströme fingen an zu sieden. Die Erde flehete zum Vater der Götter und Menschen, zu Jupiter, und dieser zertrümmerte mit seinem Blitze den Sonnenwagen, und stürzte den Jüngling mit brennenden Haren in den Fluss Eridanus hinab. Seine Schwestern, die Heliaden, oder Sonnentöchter, beweinten ihn unablässig am Ufer. Mitleidig verwandelten die Götter die Trostlosen in trauernde Pappeln; aber ihre Thränen flossen noch immer, fielen in den Eridanus und verhärteten hier zu Bernsteine. — Aus dieser Dichtung gehet hervor, daß man dem Steine schon damals seinen Ursprung aus dem Pflanzenreiche gab. — Zu jener Zeit, als Alexander der Große bis nach Indien gedrungen war, schiffte ein Grieche, Pytheas, von Marseille auf phönizischem Schiffe in die nördlichen Meere, um Länder zu sehen, und die Natur des Nordens

kennen zu lernen. Nur durch andere, spätere Schriftsteller sind Nachrichten aus seinen Schriften auf uns gekommen; aber wir erfahren durch diese, daß er die Bernsteinküste am nördlichen Meere gesehen. Abalus nennt er die Insel, an welche das Meer den Bernstein anspült und auswirft. Die Einwohner gebrauchten ihn zu Unterhaltung des Feuers, und vertauschten ihn an die Teutonen.

Als die Römer kurz nach Christus Geburt Kriege mit den deutschen Völkerstämmen führten, wurden sie mit dem Bernstein genauer bekannt, und empfingen Nachrichten über dessen Ursprung. Zu einer Zeit, wo Prachtaufwand aufs Höchste getrieben war, ergriffen sie gierig diesen Stoff zu neuem Gepränge *), und der Handel mit Bernstein wurde so thätig geführt, daß der Kaiser Nero einen römischen Ritter in das Bernsteinland absendete, um ihn aus der ersten Hand zu erkaufen.

*) Zu Ankona fand man in einem steinernen Sarge große Bernsteinkorallen. Die Römerinnen wussten also von diesem Steine Schmuck zu leihen, wie unsere Frauen.

Daher findet man noch in Preußen goldene Münzen mit Nero's Bildnisse. Dadurch wurde der Bernstein gemeine Ware. „Er wird täglich eingebracht und ist im Überfluss da", spricht ein Schriftsteller jener Zeit, Plinius der ältere, der Naturforscher. Schon Anfangs waren die Römer einig, daß dieser Stein verhärteter Saft wäre, und nannten ihn succinum, (von succus, Saft.) Bald wurden sie mit Deutschland näher bekannt, und Licht verbreitete sich über die Gewinnung des Bernsteins. Tacitus, der vorzügliche römische Geschichtschreiber, welcher bis zum Jahre 100 nach Christus lebte, und die Zeiten des großen Kaiser Trajanus sahe, liefert in seinem Werke über Deutschland folgende Beschreibung von der Gewinnung des Bernsteines an der Küste der Ästyer. „Sie (die Ästyer) allein unter allen sammeln Bernstein, den sie Gless *) nennen, zwischen Untiefen und auf dem Ufer selbst. Welche Naturkraft, welche Ursache ihn erzeugen, haben sie, als Wilde, weder ge-

*) Unser Glas, welches Wort in früherer Zeit Glanz bezeichnete; daher kommen die Wörter, gleißen, glänzen.

forscht noch ausgemittelt; lange sogar lag er unter den übrigen Auswürfen des Meeres, bis unsere Geprängluſt ihm einen Namen gemacht. Bei ihnen in keinem Gebrauche, wird er roh gesammelt, ungestaltet verführt, und den Preis empfangen sie, sich verwundernd. Doch wisse, daß es Saft von Bäumen sei: weil gewisse Landthierchen, und auch geflügelte, gewöhnlich dazwischen durchscheinen, die verwickelt in die Flüssigkeit, bald, bei verhärtender Masse, eingeschlossen werden. Daß daher üppigere Wälder und Haine, gleichwie in den verborgenen Fernen des Morgenlandes, (wo Weihrauch und Balsame ausgeschwitzt werden,) eben so auf den Inseln und Erdstrichen des Abendlandes seien, möchte ich glauben. Was durch die Stralen der nahen Sonne ausgezogen und verflüssigt, fällt in das angränzende Meer, und taucht durch die Gewalt der Stürme an entgegengesetzten Gestaden hervor. Wenn du die Natur des Bernsteins am genahten Feuer untersuchst, wird er nach Art des Kiehns entzündet, und nährt eine fette und riechende Flamme: bald verzähet er sich zu Pech oder Harz."

Roms Glanz verlosch. Völker goss Asien und Deutschland über das römische Gebiet aus; ein Volk drängte das andere, und suchte neue Wohnsitze in bessern, wohlgebaueten Ländern zu erkämpfen. Wahrer Werth erhielt das Gold, der Bernstein wurde vergessen. Keine Nachricht ist weiter über ihn bei den Schriftstellern damaliger Zeiten bis zum Jahre 1264. Da nennt ihn eine preußische Urkunde Burnstein, und ertheilet ihm Werth: denn er soll zwischen dem preußischen Bischofe von Samland (so hieß der Erdstrich an der Bernsteinküste) und dem Hochmeister des deutschen Ordens, der sich Preußens bemächtigt hatte, getheilt werden, wenn man ihn unterhalb Witland fände. Schon im Jahre 1332 werden Börsteinherrn erwähnt, unter deren Aufsicht der Bernstein für die Grundherrn gesammelt wurde. Seit jener Zeit wurde er bald mehr, bald weniger von der Mode in die Kaufläden geführt. Ich erinnere mich aus meiner Jugend, daß Frauen den Hals, Männer den Stock mit Bernstein geschmückt trugen. Eine lange Zeit fällt dazwischen bis zum letzten Kriege Preußens mit Frankreich — und diese

Zeit ließ den Bernstein als Modewaare vergessen. Als aber Fürstinnen und vornehme Frauen nach Königsberg flohen, und es der bedrängten Zeit angemessener schien, kostbaren Schmuck abzulegen, reichte ihnen der Künstler das Halsband aus Bernsteinkorallen dar. Als ich in Danzig war, wollte ich eine schöne Korallenschnur zum Andenken meiner Reise dahin für meine Frau kaufen. Eine Dame widerrieth es mir, weil Bernstein durchaus nicht Mode, nur Schmuck der gemeinen Leute, und durch die Erfahrung sowohl, als durch die Ärzte bestätigt wäre, daß er auf die Nerven nachtheilig wirke, und Flüsse zuzöge. Ich kaufte des ersten Grundes wegen nicht. Nach einigen Monaten sahe ich diese Dame mit einem Bernsteinhalsbande selbst geschmückt! Die Mode hatte geboten, der Bernstein war geadelt, und in Ruhm und Würde eingesetzt worden, ja er wurde sogar für sehr gesund gehalten.

Die Korallen zu Halsbändern werden rund gedrehet, und dann zu Vielecken abgeschliffen; in abnehmender Größe werden sie dann an starke Faden gereihet, so daß sich die größeste Koralle in der Mitte befindet. Die-

jenigen, welche man aus Kumst verfertigt, haben gewöhnlich gleiche Größe und bleiben rund. Aus kleinen Stücken wurden Nachbildungen von allerlei Werkzeugen und Geräthschaften geschnitten, z. B. Bücher, Schlüssel, Hammer, Zangen, Vorhängschlösser, Beilchen, Tabacksköpfe, Würfelchen, Herzchen, Rädchen. Eine Menge solcher Kleinigkeiten trugen die Damen an einer Schnur um den Hals, oder hingen sie in einfache Ohrringe. Herzchen und Kreuzchen zum Tragen am Halse verfertigt man häufig, und wählt besonders diejenigen Stücke, durch welche ein Insekt oder ein anderes eingeschlossenes Körperchen scheint. Mundstücke zu Tabakspfeifen werden aus mehrern Stücken zusammengeschraubt. Größere seltene Stücke benutzt man zu Flöten, Tabaksdosen, Kruzifixen, Bechern, Messerheften rc. rc.

Ein fortdauernder, von keiner Mode untersagter Handelszweig waren vor Störung der Schiffahrt die Halsbänder nach Afrika, und das abgeschliffene Räucherpulver nach der Türkei. — Die schlechtesten Steine werden zu solchen Halsbändern nur oberflächlich abgedreht, ohne auf vollkommene Rundung zu

sehen, dann an einen Draht gereihet, und dieser zu einem Kranze zusammengebogen. An seiner Verbindung, wo die kleinern Korallen zusammentreffen, wird ein dicht zusammengerollter, halber Papierbogen befestigt, so daß er wie ein steifer Zopf den Rücken hinabsteht, wenn der Korallenkranz um den Hals gelegt ist. Die Neger und übrigen Afrikaner sollen ihn mit bunten Bändern umwinden. Ein Bernsteindreher in Danzig versicherte mich, daß so ein Halsschmuck von den Engländern in Afrika für 30 Rthlr. nach unserm Geldwerthe verkauft würde, und doch der Absatz an die verschiedenen Völkerstämme bedeutend wäre.

Im Oriente wird der Bernstein zum Räucherpulver sehr gesucht, und ein Prachtaufwand der Muhamedaner besteht darin, bei der Wallfahrt nach Mekka zur Moschee des großen Propheten abgeschliffenes Bernsteinräucherpulver mitzubringen. Daher werden besonders in Danzig die Abgänge von Bernstein, wenn sie noch die Größe einer Zuckererbse haben, flach abgeschliffen, polirt, und oft am Rande mit gebrochenen Ebenen verziert,

um sie nach dem Gewichte in die Türkei als Räucherpulver zu versenden.

Die Bernsteindreher verfahren auf folgende Art mit ihrem zu verarbeitendem Stoffe: Der rohe Stein wird in Wasser eingelegt, und dann noch nass mit Beilen aus dem Groben behauen. Die ihn umgebende Nässe verhindert das ungewisse Springen des Steines: so wie man eine Glasscheibe unter Wasser mit einer Scheere schneiden kann, daß der Sprung, den der Druck der Scheere bewirkt, nur nach der Richtung derselben fortläuft; so wie die Flintensteine nass gehauen werden müssen, damit sie sich nach dem Willen des Arbeiters spalten.

Dem zugehauenen Bernsteine wird mit der Raspel und Feile diejenige Form gegeben, die ihn zum Drehen geschickt macht. Die Drehbank ist von andern, deren sich die Holz- Metall- und Horndreher bedienen, verschieden. Eine Spindel, welche in zwei Doggen läuft, die auf einem niedrigen Tische befestigt sind, hat die Richtung vorgekehrt nach dem sitzenden Arbeiter; vorn ist an ihr eine eiserne Spitze, vierseitig und dünn, wie eine Pfrieme,

befestigt. Diese Spindel wird mit einem Handbogen umgedreht. Der Handbogen gleicht einem Violinbogen und ist ein elastischer Holzstab, an dessen Enden eine Schnur so scharf angespannt ist, daß sie ihn krumm erhält. Wird die Schnur um die Spindel geschlungen, und der Handbogen auf- und abgezogen, so muß sich die Spindel umdrehen, nachgebend dem scharfen Zuge der Schnur.

Der Arbeiter hält das Stück Bernstein vor die eiserne Spitze nnd läſſt es durchbohren. Ist das Loch groß genug: so drückt er das Stück vermittelst des Loches an der Spitze fest, und fängt an abzudrehen. Seine Dreheisen bestehen in messerartigen, spitz zulaufenden Klingen, deren Schärfe sich umgelegt hat. Diese falsche Schärfe nennt man den Grath; er entsteht gewöhnlich beim Schleifen der Balbier- und Federmesser, und muß dann auf feinen Steinen abgeschliffen werden; doch der Bernsteinstecher muſſ ihn mit vielem Fleiße anschleifen: denn er allein dient zum Abbrechen oder vielmehr Abschaben des Bernsteins, indem die Klinge flach gegen die Arbeit gehalten wird. Weil sich der feine Grath leicht ab-

nutzt, so hat der Arbeiter viele solcher Klingen vor sich liegen, damit er durch Anschleifen nicht zu oft bei seiner Arbeit unterbrochen wird. Die abfallenden Theilchen werden sorgfältig gesammelt, denn sie dienen zu Räucherpulver und Firnisse. Der rund gedrehete Stein wird mit Kreide polirt. Sollen an die Korallen gebrochene Flächen geschliffen werden, so empfängt sie der Bernsteinschleifer, welcher mit feinen Steinen seine Arbeit beginnt, und mit Kreide dieselbe vollendet.

Beim Abdrehen des Bersteins entwickelt sich starker Geruch, und die Anziehungskraft des Steins wird wirksam. Die abgeschabten verstäubenden Theilchen vermischen sich ihrer Leichtigkeit wegen leicht mit der Luft, und sollen den Arbeitern nicht gesund seyn. —

Kassuben.

Nachdem wir von Stolpe mit herzlichem Danke gegen unsere gefälligen Bewirther abgereiset waren, kamen wir in das sogenannte Land der Kassuben. Hier findet man noch die Überreste der alten wendischen Besitzer Pommerns, leider! jetzt ohne Besitz, und erst

im Jahre 1810 durch den König der Leibeigenschaft entrissen.

In frühester Zeit des Mittelalters werden deutsche Völkerstämme an Pommerns Küste gefunden. Sie verschwinden; nur ihre Namen werden von Schriftstellern erst nach Jahrhunderten genannt: denn im vierten und fünften Jahrhunderte entsteht eine Bewegung unter den weniger zu festen Staaten ausgebildeten Völkern. Sie verlassen ihre Wohnplätze, und drängen einander nach westlicher Richtung. In die verlassenen Gegenden, von den Karpathen an bis zur Ostsee, wandern Slaven oder Wenden ein; sie kommen aus morgendlichen Ländern, aus denen ein anderer Völkerstoß sie getrieben hat.

Die Wenden, gebildeter als die vorigen deutschen Völkerstämme, schon durch Liebe zum Ackerbau an feste Wohnungen gekettet, lassen sich nach Stämmen an gelegenen Orten nieder, unterscheiden sich nach Stamm- oder Ortsnamen, und erbauen Häuser, Dörfer, Städte, Tempel. Den wilden, mit Waldung bedeckten Gegenden geben sie Anmuth durch Gartenanlagen und Feldbau. Unter ihnen

entstehen Handwerke und Künste, und der Handel hebt an. Sie machen Versuche in der Bildnerkunst, und verfertigen metallene Bilder der Götter. Einen Theil ihrer Götzen besitzt der Herzog von Mecklenburg-Strelitz; ein schätzbares Denkmal aus alter Zeit. Drei Stunden von Neustrelitz liegt an dem großen See, Tollensee genannt, das Dorf Prillwitz mit den Trümmern einer uralten Festung der Sachsen, welche zu Bezwingung der Wenden hier erbaut war. Noch sind die tiefen Graben um einen Hügel vorhanden, noch ragen die Grundmauern des Zwingthurms aus dem Hügel vor. Nicht fern von dieser Anhöhe wurden die Götzen im Garten des Pfarrers gegen Ende des 17ten Jahrhunderts ausgegraben. Sie waren in einem großen Kessel aus gegossenem Metalle, der mit Schrift umgeben war, gesammelt. Ein anderer diente zur Decke. Neben den Kesseln lag viel Eisengeräth, welches an Gewicht gegen zwei Zentner betrug. Eigennutz der heimlichen Besitzer dieses Schatzes hat die Kessel eingeschmolzen: denn die Witwe des Finders verkaufte den Schatz, welcher der Welt verhehlt wurde, an einen Goldschmidt

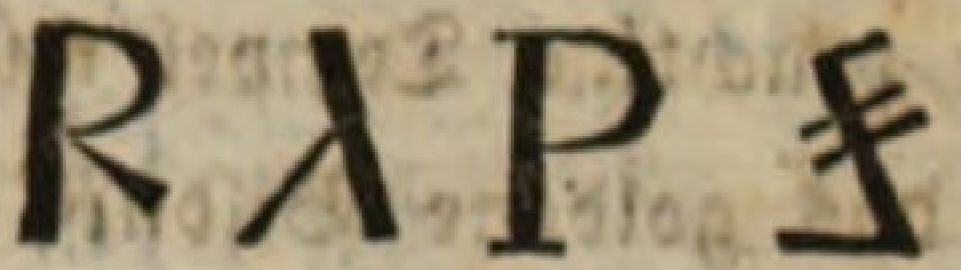
in Neubrandenburg, der die Kessel zum Guss einer neuen Glocke hergab, und das Eisengeräth als altes Eisen verbrauchte. Die Götzen selbst wurden noch geheim gehalten, weil man viel edle Metalle in der Masse vermuthete; doch Versuche zeigten keinen Vortheil, und so retteten sich die Götzen für die Nachwelt durch ihren innern geringen Werth. Die Sammlung der vorhandenen Alterthümer wurde zuletzt von einem gelehrten Arzte, dem Doktor Hempel, bei dem Goldschmidte Sponholz in Neubrandenburg, dem sie durch Erbschaft zugefallen war, entdeckt und bekannt gemacht, und kam durch Kauf in den Besitz des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz. Der verstorbene Superintendent Masch zu Neustrelitz hat einen Theil davon in einem besondern Werke beschrieben, und der Hofmaler Woye ihre Abbildung in Kupferstichen geliefert. (Der vollständige Titel dieses Werks ist: Die gottesdienstlichen Alterthümer der Oboleiten aus dem Tempel zu Rhetra, am Tollenzer See.

Die Götzen sind aus gemischten Metallen gegossen, und enthalten mitunter Gold und Silber. Sie haben geringe Höhe, die mei-

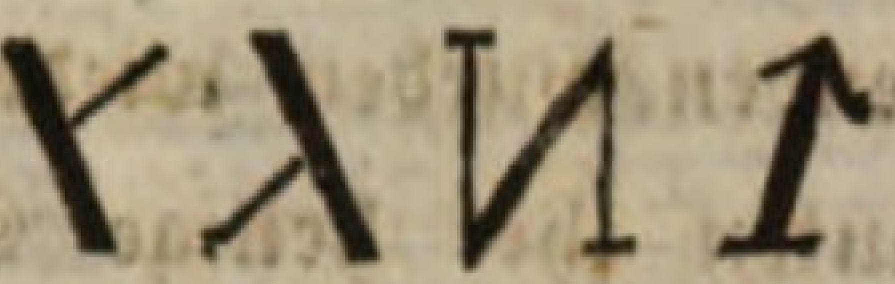
sten gegen 6 Zoll und etwas drüber, nur ein Radegast hat die Höhe von einem Fuße. Meistentheils sind sie roh gearbeitet, haben nur die ersten Umrisse menschlicher Gestalt, öfter eine steife Bekleidung, nicht selten Thierköpfe; aber einzelne Theile an ihnen verrathen die Einwirkung einer Künstlerhand; an der rohesten Gestalt einer Göttin befindet sich ein schönes Gesicht; auf dem Gewande eines Gottes überrascht die erhabene Arbeit; überhaupt steht die Arbeit an den Gesichtern, welche ausdrucksvoll und kunstgemäß sind, in keinem Verhältnisse zu der Zeichnung und rohen Ausarbeitung der übrigen Theile. Eine bedeutende Anzahl kleiner, zwei- bis dreizolliger Figuren weicht ganz von der Bildung der größern Götzen ab. Sie sind im richtigen Verhältnisse, mit Kunstsinne gebildet, meistens nakt oder leicht bekleidet dargestellt und rein ausgearbeitet. Man glaubt griechische Arbeit vor sich zu sehen, und muß sich wundern, wie diese zarten, anmuthigen Gestalten in die Gesellschaft wendischer Zerrbilder, und auf diese selbst Eindrücke der Kunst gekommen sind, wenn man nicht annimmt, daß fremde Künstler sich unter den Wenden

aufgehalten haben, deren unheiligen Händen man wohl die Bildung der Untergötter und Halbgötter, so wie der Gedächtnisstafeln und Denkbildchen überlassen, aber ihnen keineswe-ges die Ausarbeitung der höhern Götter an-vertrauet hat. Wahrscheinlich übernahmen die Priester selbst dieses Geschäft, und ließen sich nur die Formen zu einzelnen Theilen von den Künstlern verfertigen.

In die Bilder der Götter sind Inschriften eingehauen. Die Buchstaben sind Runen oder die Schriftzeichen alter nordischer Völker. Diese Inschriften nennen den Namen der Göt-ter und Rhetra. Ich will züm Beispiele die Inschrift des obersten Gottes Radegast her-setzen. Er hat menschliche Gestalt, der Kopf gleicht aber einem starkbemähnten Löwenkopfe; auf demselben sitzt ein Vogel, einer Ente ähn-lich; sein Gewand ist ein wendischer Rock, der vorn offen steht, und bis an die Knie reicht. Die Ärmel sind weit, die Füße sind bloß; ihr Zwischenraum ist mit Metall ausgefüllt. Auf der Brust hält er einen Ochsenkopf. Auf der Rückseite steht an dem harlosen Kopfe:

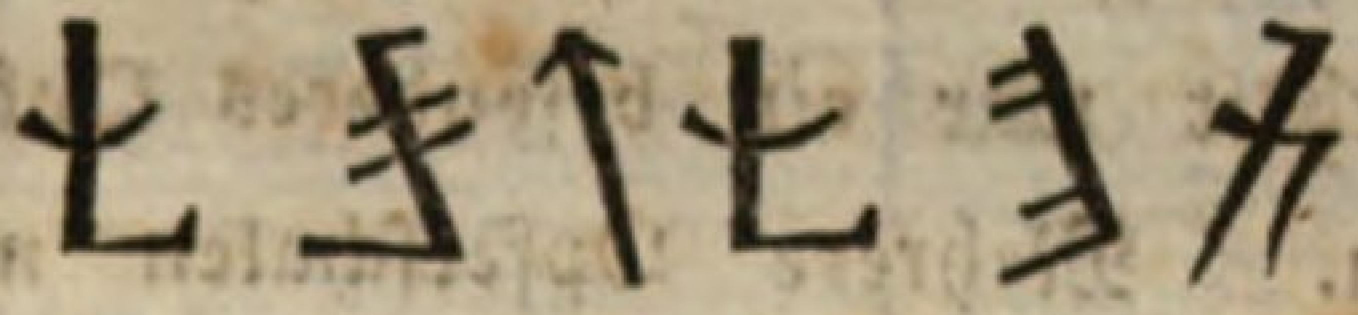


r a d e



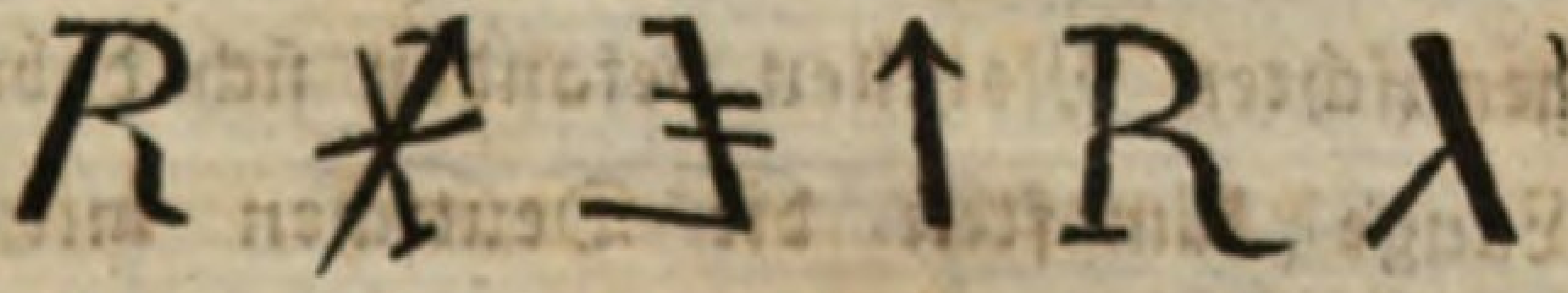
g a s t

Auf dem Rücken sind eingefallene Löcher, die wahrscheinlich durch mißrathenen Guß entstanden sind: denn die Inschrift ist deshalb unregelmäßig eingehauen worden. Es steht da:



b e l b o cg

D. h. guter Gott. Unten gegen das Ende des Kleides steht:



r h e t r a

Dieses Rhetra war die Stadt der Rheterer, stolz auf den Haupttempel für alte wendische Stämme, dem obersten Gotte Radegast geweiht. Wahrscheinlich hat es da gestanden, wo jetzt Prillwitz in anmuthiger Gegend am großen Tollensee liegt. Es wurde im Jahre 995 unter Kaiser Ottos Regierung von den Deutschen

zerstört, der prächtige Tempel wurde niedergerissen, und das goldene Bildniß des Radegast dem Bischofe zu Brandenburg geschenkt. Die siegreichen Wenden wurden wieder Meister des Landes, erbauten ihre heilige Stadt wieder, und gründeten auf Thierhörnern einen neuen Tempel aus Holz. Hier waren alle Bilder der Gottheiten, welche einzelne Wendenstämme verehrten, um Radegast versammelt. Ihnen wurde auf besondern Schalen geopfert; für jede Gottheit war ein besonderes Opfermesser vorhanden. Mehrere Opferschalen mit Inschriften des Gottes, und zierlichen, erhabenen Arbeiten waren in dem Kessel den Götzenbildern beigelegt; eben so bezeichnete Opfermesser aus gemischten Metallen befanden sich dabei.

Lange kämpften die Deutschen mit den Wenden, ehe diese unterlagen. Nach fast zwei hundert Jahren wurde Rhetra unter dem sächsischen Herzoge, Heinrich dem Löwen, zum zweiten Male zerstört, und nie wieder aus dem Schutte emporgehoben. Die geringste Spur von der Stadt wurde durch die Zeit vertilgt, um so leichter, da die Wenden ihre Wohnungen aus Lehm baueten. Der Tempel verbrannte; die

christliche Religion hatte theils Eingang bei vielen Wenden gefunden, theils wurde sie durch die Ueberzeugung, die das Schwerdt der Sieger gab, verbreitet; daher konnte sich nicht mehr ein Tempel erheben. Damals hat wahrscheinlich ein Tempeldiener die Götzen aus dem Schutte gezogen, und in der Nähe vergraben, in Hoffnung wiederkehrender, besserer Zeiten. Die Götzen sind mehr oder weniger durch Feuer beschädigt, und beweisen eben dadurch die Art des Unterganges ihres Tempels.

Die Pomoren oder pommerischen Wenden lagen entfernter vom Kriegsschauplatze, mehr eilten sie zu Hilfe, als daß sie sich selbst vertheidigten. Handel zur See war Hauptgeschäft. Wolle und Flachs verarbeiteten sie zu Handelswaaren, eben so den Hering, den sie einzusalzen wussten, den Honig, aus dem sie Meth braueten, den Ueberfluss an Milch, aus der sie Butter schlugen. Handelsstädte waren Julin auf der Insel Wollin und das blühende Wineta auf einer jetzt vom Meere verschlungenen Fortsetzung der Insel Usedom. Hier hielten sich christliche Kaufleute auf. Um

gedulbet zu werden, mussten sie ihre Religion verbergen.

Die entvölkernden Kriege machten es endlich den Deutschen möglich, durch Mehrzahl die Wenden zu erdrücken. Nach und nach hielten sich wendische Fürsten an Deutschland, nahmen die christliche Religion und mit ihr andere Sitten an, unterwarfen sich dem deutschen Kaiser, und arbeiteten selbst an der Umwandlung ihrer Unterthanen, welche durch die anhaltenden Kriege so verwildert waren, daß damals ein Räuber, hinterlistiger und treuloser Mensch und ein Wende für gleichbedeutend gehalten wurden. Pommerns Fürst Swantibor nannte sich zuerst Herzog der Pommern, und machte seine Würde erblich. Er starb 1107. Seine Nachfolger, die sich bald in mehrere Linien theilten, hatten unaufhörlich mit auswärtigen Feinden, Dänen, Pohlen, Kreuzherren und Brandenburgern zu kämpfen. Sie sahen ihr Land verwüstet und entvölkert; die vorzüglichsten Städte waren verödet, Flecken und Dörfer in Schutthaufen verwandelt; die Leichname der Erschlagenen bedeckten die Gegenden, wo keine Menschen-

stimme gehört wurde, und nur Geheul der Wölfe und Gekrächz der Raben, welche die Unbegrabenen verzehrten, erfüllten die Einöden mit Grauen. Denn schon 6 Jahre nach Swantibors Tode fielen die wilden, an das Thier noch grenzenden Polen in Pommern ein, und mordeten, wie die Geschichtschreiber angeben, vierzig tausend der Einwohner und Krieger auf vielfache Art. Fünf Jahre später wurden wieder 18,000 Pommern das Schlachtopfer jener mörderischen Horden. Da fanden die Fürsten gerathen, Deutsche in das verwüstete Land zu rufen. Nur unter glänzenden Versprechungen konnte dieses geschehen. Freiheit und Eigenthum, die wichtigsten Dinge des menschlichen Strebens in der Gesellschaft, wurden ihnen zugesichert. Deutsche Ritter erhielten große Strecken Landes in Lehen, und baueten diese an durch mitgebrachte Bauern und Knechte. Auszeichnung und Ehrenstellen wurden ihnen zu Theil. Bald erhoben sich wieder Städte, wo der fleißige und sinnreiche Sachse sein Handwerk ausübte. Die Wenden sahen missgünstig den Vorzug der Ausländer, und versuchten den fremden Adel von Ehrenämtern

zu verdrängen; allein die Deutschen siegten über den schwächern Theil, der, um gleicher Vortheile zu genießen, sich an die Vorgeltenden anschloss, deutsche Sitten annahm, und bald die wendische Sprache verlernte. Nur Hinterpommern oder Pomerellen, welches mit Pohlen und Preußen grenzte, blieb den väterlichen Sitten treu. Dort wohnten die Kassuben, von einem pommerschen Fürsten beherrscht, der in Danzig seinen Sitz hatte. Zu den Kassuben flüchteten die andern Pommern, welche an deutscher Art ein Ärgerniss nahmen, und brachten den Hass nicht allein gegen die Deutschen, sondern auch gegen die zurückgebliebenen Landsleute dahin. Fern hielten sie sich von dem Umgange mit Vorpommerns Bewohnern, schlossen sich näher an Pohlen, und vermochten, daß selbst ein Theil Vorpommerns abfiel, und sich mit Pomerellen vereinigte. Hier hat sich nun vaterländische Sitte und Sprache erhalten; von Stolpe bis an die westpreußische Grenze und von dieser Linie mitternächtlich bis ans Meer finden wir die alten Pommern und Kassuben. Ihre Sprache ist ein wendischer Dialekt, durch die Noth-

wendigkeit mit deutschen und polnischen Wörtern vermischt; ihre Kleidung ist Überrest wendischer Tracht; ihre Lebensart grenzt an die polnische. Die Bauern im Herzogthum Sachsen, Altenburg und bei Eger in Böhmen, die sogenannten Knoblauchbauern zwischen Nürnberg und Erlangen, und die Sorbenwenden in der Ober- und Niederlausitz gehören zu den Überresten wendischer Stämme, welche fest an gewisse Gebräuche und Trachten ihrer Vorfahren halten, und eine Denkungsart, so wie einzelne Tugenden fortgepflanzt haben, die bei den Wenden in frühern Zeiten gerühmt wurden. Sogar die Lausitzer Sorbenwenden sprechen noch ihre Sprache. Man rühmt die Gastfreiheit, Treue, Ordnungsliebe, den Fleiß, die Reinlichkeit dieser zerstreuten Überbleibsel mancher Wendenstämme; ich kenne die meisten, und kann mich freuen, ihrer zu gedenken. Doch dieses rühmliche Zeugniß stellt niemand den Kassuben aus; das wendische Gute liegt bei ihnen im Hintergrunde, polnische Unart stellt sich in den Vorgrund, und nimmt auf den ersten Blick wider sie ein. Ihre Dörfer sind ein Inbegriff von Koth und Schmutz.

Reisende, welche hier anhalten und aussteigen müssen, versinken tief in den Schlamm, den die Schweine aufwühlen: denn hier, wie einst in der Königsstadt Paris *), ist die Straße der Wohnplatz des Viehes. In den Stuben ist der Fußboden nicht gedielt; er besteht aus Lehme, den die nasse Bekleidung der Füße nach und nach in Koth aufgelöst hat. Ein großer, aus Ziegelsteinen erbaueter Ofen wird auch im Sommer erhitzt, die vom Fußboden aufsteigende Feuchtigkeit wird dadurch in Dämpfe verwandelt, und kann nur Menschen unschädlich sein, die von Jugend auf in dieser

*) Im Mittelalter sahe es so unreinlich in ganz Europa aus, wie jetzt bei den Kassuben. In den Städten waren die Viehställe nach der Straße gebaut, und die Schweine wühlten in dem Moraste der ungepflasterten Märkte und Straßen umher. Kurz nach Anfange des 12ten Jahrhunderts wurde zu Paris das Umherlaufen der Schweine untersagt, weil der Prinz Philipp, Sohn des Königs Ludwigs VI., durch Veranlassung eines Schweines den Hals gebrochen hatte. Es war nemlich dem Pferde, auf welchem der Prinz ritt, zwischen die Füße gebraust, und hatte dasselbe zum Stürzen gebracht. — Allein dreihundert Jahre hindurch musste das Verbot wiederholt werden.

Luft geathmet haben. Neben dem Ofen befindet sich noch ein Kamin von der Höhe eines Küchenherdes. Er dient zur Bereitung der Speisen, des Abends zur Erleuchtung. Diese Einrichtung findet man noch häufig im Mecklenburgischen, Brandenburgischen, Preußischen und durchgängig in Pohlen. Die Schornsteine sind nicht aus dem Dache geführt; der Rauch verbreitet sich auf dem Oberboden, und dringt durch die Dachlucken. Dagegen stechen die weiten, neben dem Hause aufsteigenden Schornsteine der altenburgischen Bauerhäuser sehr ab. In den morastigen Stuben geht der Kassube auf Holzpantoffeln umher, er trägt eine wandernde Diele mit sich; aber die Sohle des armen Reisenden kann den Fuß vor Nässe nicht bewahren.

Die Kleidertracht unter den Kassuben ist den übrigen wendischen Trachten am meisten ähnlich; am ähnlichsten der Kleidung egerscher Bauern.

Die Beinkleider aus Leder oder leichtem Zeuge sind weit, an den Taschen mit Knöpfen besetzt, und an den Knieen mit bunten Bändern zugebunden, welche die Kassubenmädchen

zu weben verstehen. Eine grellbunte Weste aus wollenem Zeuge ist das Hauptstück des Putzes. Darüber wird eine Jacke gezogen; sie ist zum gewöhnlichen Gebrauche aus grauem, halbwollenem Zeuge, zum State aus braunem Tuche verfertigt, und mit grünem Bande eingefasst. Die Ärmel schließen dicht an die Hand, sind vorn aufgeschlitzt und mit sechs bis acht Knöpfen zusammengehalten. Der Rock, der noch über diese Jacke gezogen wird, ist wie bei den altenburgischen Bauern ohne Aufschlitz des Schoßes, ohne Taschen, ohne Knöpfe. Dafür eine Menge Heftel. Die Rockärmel sind kürzer, als die Ärmel der Jacke, so, daß diese mit ihren Knöpfen an der Hand hervorglänzen. Zum Rocke wählt der Kassube schwarzgraues Tuch mit rothem wollenen Unterfutter.

Stiefel werden im Winter, Schuhe, mit Riemen zugebunden, im Sommer getragen. Ein runder Hut bedeckt den Kopf im Sommer, im Winter eine Pelzmütze von Bärenfell oder anderm starrharigem Pelzwerke.

Weiber und Mädchen tragen die Haupt- und Statskleider aus schwarzen Zeugen. Ein schwarzes Wams oder eine Jope deckt den

Oberleib. Sie ist am Halsausschnitte und auf den Schultern mit Bändern besetzt. Die Ärmel schließen an der Hand eng an, erweitern sich aber immer mehr bis zur Schulter, wo sie 1 bis 2 Zoll dick mit Wolle ausgefuttert sind. Unter dieser Jope, welche offen steht, bedeckt ein Schnürleib den Körper. Er besteht aus buntem Zeuge, seine Theile reichen aber vorn nicht zusammen, damit noch der Latz, über dem er zusammengeschnürt wird, weit sichtbar werde. Dieser pappene Latz bedeckt die Brust in ihrer ganzen Breite, und ist mit schwarzem Sammet, buntem, seidenem Zeuge, oder auch nur mit Silberpapier überzogen. Der Schnürleib wird mit einer hellbunten Plattschnur geschmückt. Oberhalb des Schnürleibes ist das Hemd sichtbar: denn es bedeckt den hervorragenden Theil der Brust, und schließt mit einem Kragen dicht um den Hals. Um den Hals wird ein dünnes seidenes Tuch, welches schwarz oder bunt sein kann, wie eine Binde leicht gebunden, so, daß der Knoten vorn geschlungen ist. Über das gewöhnliche Hemd wird zum State noch ein feineres, kürzeres gezogen. Es hat einen hohen, blaugestärkten Kra-

gen, der sogar die Halsbinde mit umschließt. Die Röcke sind faltenreich und kurz, entweder schwarz oder schwarz gemischt; die Schürzen grün, blau oder schwarz. Die Altenburgerinnen haben ausschließlich die Lohfarbe zur Schürze angenommen. Rothe Strümpfe sind allgemein. Pantoffel sind die Sonntagszierde der Füße. Große Ähnlichkeit hat diese weibliche Tracht mit der altenburgischen. Aber die Behandlung der Hare weicht sehr ab. Die Altenburgerinnen bürsten mehrere Male des Tages die Hare rings um den Kopf gegen den Wirbel, wo sie gebunden, und zu einem Zopfe geflochten sind. Dieser ist dann auf dem Kopfe flach um sich selbst gewunden, und von einer dicken Binde eingeschlossen. Zopfwindung und Binde werden das Nest genannt. Damit dieses sich nicht auflöse, indem die elastischen Harflechten sich heben, ist eine flache Nadel, die Nestnadel, so durchgeschoben, daß sie nur den Mittelpunkt des Zopfes durchdrungen hat, vor und hinter demselben aber aufliegt. Bei den Kassubinnen hingegen sind die Hare am Hinterkopfe dreitrehtig geflochten; die Flechte hängt den Rücken hinab, und ist

an der Rockeinfassung befestigt. Um den Kopf ist ein schwarzes Band gebunden, dessen Enden, mit Blümchen gestickt, hinten an der Flechte hinabhangen. Jungfrauen tragen eine dicke schwarze Binde, mit rothem Frieße gefuttert, in Gestalt eines Kranzes auf dem Kopfe.

Der Brautschmuck ist dem altenburgischen sehr ähnlich. Ein breiter Reif, wie der Reif eines Harsiebes, aus übergoldetem Silber oder Messing, mit zierlich getriebenen Metallblättchen behängt, schmückt den Kopf der Braut. Bei den Altenburgerinnen heißt er das Harnet, bei den Kassuben Flitterpril. Von den Schultern der Braut hängt ein reichfaltiger schwarztuchener Mantel herab; vorn ist er mit einem Sammtstreifen besetzt. Der Schnürleib ist mit einer silbernen Kette geschnürt, und ein lederner Gürtel mit silbernen Buckeln umgiebt den Leib.

Die Kassuben sind katholische Christen. Gepredigt wird ihnen in deutscher und kassubischer Sprache. Es war die Absicht der Regierung, die kassubische Sprache nach und nach verhallen zu lassen: denn so lange ein Theil der Staatsbürger eine andere Sprache

spricht: so lange trennt er sich noch von dem Ganzen. Die meisten Kassuben verstehen und sprechen deutsch, welches platt, und mit einem Zusatze wendischer Wörter vermischt ist. Die nahe Umgebung der Deutschen hat sie dazu gezwungen. Dagegen verstehen die Gutsherren und die Städter kassubisch, um sich ihren Dienstleuten und im Handelsverkehr denen vollkommen verständlich zu machen, welche der deutschen Sprache nicht mächtig sind, oder sie gar nicht sprechen. In den Städten findet man kassubische Knechte und Mägde genug, welche beide Sprachen verstehen; aber ihre Herrschaft spricht lieber mit ihnen kassubisch, weil diese Sprache der Zunge geläufiger und kürzer ist. So spricht man in Gegenden, wo plattdeutsch vom Volke gesprochen, aber das Hochdeutsche vollkommen verstanden wird, lieber mit den Dienstleuten plattdeutsch, und selbst fremde Ansiedler gewöhnen sich daran, weil diese Mundart weicher, fließender und kürzer ist.

Eine Tagereise von zwölf Meilen, von Stolpe bis Neustadt, gab uns wenig Unterhal-

tung. Die Gegend ist sich immer gleich, flach, mitunter morastig; auf Dörfern war Umspannung, aber keine Erholung und Erfrischung zu finden. Die Wirthshäuser sind im schlechtesten Zustande. Für Mundvorrath ist hier nie gesorgt. Ertoffeln und immer Ertoffeln sollen den Reisenden laben.

Sechs Meilen nach Stolpe liegt das Städtchen Lauenburg, sonst Löwenburg, von gemeiner Bauart, mit engen, winklichen, unebenen Straßen. Es hat nichts merkwürdiges, als daß es der Hauptort einer eigenen, gleichnamigen Herrschaft ist, die ihre besondern Rechte gehabt, und lange Zeit dem Königreiche Pohlen unterworfen gewesen ist. Jetzt ist diese Herrschaft mit Westpreußen vereinigt. Das Ziel der Tagereise war

Neustadt,

eine kleine offene Stadt am Bialaflüßchen, 2 Meilen von der Ostsee. Es war Abend, als wir hier ankamen. Die Häuser waren ziemlich groß, und sollen ein reinliches Ansehen haben. Das Posthaus war geräumig und gut eingerichtet, so daß die ganze Reisegesellschaft bequeme Ruhestätten für die Nacht fand.

Als ich ankam, war schon ein Theil der Gesellschaft ausgegangen, um das Kloster der Franziskaner-Reformaten zu besuchen. Ich ließ mich auch dahin geleiten.. Der Weg führte an einer langen Mauer hin, hinter welcher die Klostergebäude schweigend im Dunkel der Nacht lagen. Als ich durch die Pforte trat, fiel mir ein Lichtblick aus der kleinen Kirche entgegen. Ich fand eben die Mönche beschäftigt, die letzte Merkwürdigkeit der Kirche, ein schlechtes Altarbild zu beleuchten. Dann führten sie in die Zellen, in den Speisesaal und den hohen Chor. Armuth und armseliges Wesen offenbarten sich hier überall, und diese Mönche schienen mir dem Geiste ihrer Stiftung recht gemäß zu leben: in Armuth und Niedrigkeit. Den Geist hatten sie aber auch auf dieser Stufe erhalten. Sie legten auf die Greuel mönchischer Frömmigkeit einen großen Werth, und zeigten mit einer Überwindermiene die Geißel, und die Art, wie sie sich mit derselben zum Heile der Welt züchtigten. Jeder steht mit entblößtem Rücken zu einer bestimmten Stunde in der offenen Thür seiner Zelle, und schwingt die Geißel nach gemessenen

Bewegungen, bald über die rechte, bald über die linke Schulter, so daß die Spitzen der Geißelschnüren, welche mit eisernen Sternchen verflochten sind, den Rücken treffen. Einen Stand im hohen Chore, wo die Mönche zwischen zwei herabhangenden Glockensträngen eine Stunde lang, stehend, singen müssen, zeigten sie uns mit einer gar heiligen Miene, welche die Größe und den Werth dieses guten Werkes ganz erwogen zu haben schien. Die Anzahl dieser armen Männer, welche sich Professoren nennen, ist sehr gering. Sie durften keine Novizen mehr annehmen; und sollten nach dem Willen des Königs aussterben. Dieser Befehl lag ihnen auf der Seele. Aussterben; ja aussterben! rief einer, und diese Worte rief er tief aus der Brust. Daß einer einst verlassen übrig bleiben, die andern alle begraben sehen, und dann, so ganz allein die strenge Zucht des Klosters tragend, seine Abschiedsstunde erwarten sollte, ist für Menschen, die in abgesonderter Gesellschaft leben, gewiß der traurigste Gedanke.

Am andern Morgen fuhren wir zeitig ab, um sobald als möglich in Danzig einzutreffen.

Bis zum Dorfe Katz, 3¾ Meilen von Neustadt fanden wir traurige Gegenden, wenig bebaut mit Dörfern, die Straßen morastig. Im Dorfe ist der Postenwechsel. Der Postmeister, ein Dorfschulze, hatte einen Hirschfänger angeschnallt und eine Peitsche an der Hand hangen. Im Lande der Leibeigenschaft ist jeder kleine Gebietiger ein Tirann, oder trägt wenigstens die Zeichen seiner Herrschaft. Diese Zeiten, welche dem Dienstpflichtigen immer die Peitsche zeigten, haben nach dem Willen des Königs aufgehört.

Bald wurden wir durch das Große in der Natur für den Anblick eines unfreundlichen Landes entschädigt. Das Meer zeigte sich links. Eine dunkele Ebene breitete sich am Gesichtskreise aus; auf ihr bewegten sich weiße Massen, wie Schnee, den der Sturm über das Eis hintreibt. Wir kamen näher, sahen den Wellenschlag und hörten ihr Rauschen; die weißen Massen klärten sich auf; sie waren der Schaum auf den langen Säumen der Wellen. Wir erblickten Masten, die gleich-

sam aus der Tiefe des Meeres hervorragten; zuletzt stiegen sieben Schiffe heraus. Welch ein neues entzückendes Gefühl entstand in mir! denn noch nie hatte ich das Meer gesehen. Es schleicht sich eine Bangigkeit in den Körper, und die Seele sehnt sich hinaus in das Unendliche. Wir hatten die Aussicht aufs Meer bis Oliva; ich war dadurch von der Aufmerksamkeit auf die Gegend ganz abgezogen worden, als mich das Kloster Oliva überraschte. Auf einer ausgebreiteten Ebene, die rechts von anmuthigen Bergen geschlossen ist, und links bis ans Meer eine halbe Stunde weit sich ausdehnt, liegt stolz das Kloster mit seinen zahlreichen, an das Alterthum erinnernden Gebäuden und dem Pallaste des Abtes; in langer Reihe nach Nordwest schließen sich Häuser der Handwerker und Gastwirthe an, welche den Marktflecken Oliva bilden; zerstreut umher sind Villen der Danziger mit anmuthigen Gartenanlagen. Das Kloster ist unter allen Klöstern, die in Preußen vorhanden waren, das prächtigste und reichste. Für die Geschichte ist es merkwürdig durch den Frieden, der 1660 zwischen Pohlen und Schweden im Kloster

selbst geschlossen wurde, und einem langen verderblichen Kriege ein Ende machte. Für den Freund der Natur ist es merkwürdiger durch die reizenden Gegenden, welche Cisterziensermönche zu ihrem Wohnplatze erhalten haben. Der Karlsberg, welcher an das Kloster stößt, ist von dem vorletzten Abte zu einer entzückenden Anlage umgeschaffen worden, von deren Höhe die Aussicht auf das Meer und die umliegende Gegend den Freund des Schönen in begeisterten Zustand versetzt. Alles, was die Natur uns darbietet, scheinet uns immer neu; wir genießen ihre Schönheiten, ganz ihr hingegeben, mit voller Seele, die den Augenblick der Gegenwart nur wahrnimmt, nicht der Vergangenheit, nicht der Zukunft denkt. Ganz anders empfinden wir beim Anblicke eines Werkes der Menschen, sei es der Sturz einer alten Burg, der Grabeshügel aus grauer Vorzeit, oder ein erhaltenes Gebäude des Alterthums. Wir treten aus der Gegenwart heraus, und suchen die Vergangenheit, die uns so viel errathen und vorbilden läßt. Je entfernter die Zeit, desto heimlicher wird sie, und das Ungewöhnliche, welches wir hinter dem

Schleier der Vergangenheit suchen, erfüllt uns mit einem angenehmen Schauer. Können wir die Vergangenheit weniger begreifen, ist uns ein Denkmal von daher weniger klar: so wird die Phantasie desto freier, und führt uns überraschende, feierliche Bilder vor die Seele. Können wir uns mit Deutlichkeit zurücksetzen bis in die entfernte Zeit, uns in die Handlungen der frühern Menschen mit Sicherheit denken, oder eine Begebenheit richtig überschauen: so reißt uns die Lebhaftigkeit der Bilder hin, welche der Ort hervorbringt. Wie anders ist es, die Beschreibung einer Schlacht lesen, — oder auf dem Schlachtfelde selbst von der großen Entscheidung über Völkerglück und Menschenleben erzählen hören! Die Erde scheint noch das Blut des Helden, welcher hier fiel, zu bewahren. Er steigt vor uns empor, und fällt noch einmal glorreich, den Tod fürs Vaterland sterbend. Luther, der Mann in heiliger, vor Jahrhunderten angestaunter Kraft, erfüllt uns mit erhabenen Gefühlen, wenn wir sein Leben, seine Thaten uns lebhaft denken; aber stehen wir über seinem Grabe, oder besuchen wir seine

erhaltene Wohnstube, wo noch sein Tisch, seine Sitzbank im Fensterbogen vom Untergange gerettet sind, wie ganz anders empfinden wir da! Wir sind nicht mehr geschieden von ihm durch Jahrhunderte, seine Gebeine ruhen unter der ehernen Decke, welche seinen großen Namen nennt, und wir ahnen die Gegenwart seines Geistes da, wo über seinem Grabe die feierlichen, großen Töne der Orgel hallen, und die Gemeinde sein Lied singt: eine feste Burg unser Gott! So scheinen der Tisch, der Sitz im Fenster noch Theilchen von ihm zu tragen, und unsere Phantasie stellt sein Bild lebendiger dar, und fasst alles, was groß und unübertroffen und heilig an ihm war, in eins zusammen.

So werden auch viele Bilder der Erinnerung lebendig, wenn man auf Oliva hinabschaut.

Subislaus, der Fürst im hintern Pommern, tritt aus der Vergessenheit hervor. Keine seiner Thaten sind aufgezeichnet; nur ein Denkmal nennt ihn den Gründer Olivas und ersten Christen unter Pommerns Fürsten; in der Kirche des Klosters ruhen seine Gebeine.

Im Jahre 1170 wurde das Kloster erbauet, um einen Schutzort dem aufkeimenden Christenthume zu geben, und das Werk der Bekehrung zu befördern. Anfangs war es mit Benedictinermönchen besetzt, die in der Folge die Regel der Cisterzienser annahmen. Doch nach 50 Jahren sehen wir Oliva im Brande, überfallen von einem Heere aufgereizter Preußen, welche für die Religion ihres Landes kämpfen. Die alten, heidnischen Preußen wurden beherrscht von dem Oberpriester ihrer Götter, dem Kriwe Kirweitu (Erstem der Ersten) der sich den Schein eines höhern, von den Menschen abgesonderten Wesens anmaßte, und, sein herannahendes Ende fühlend, sich selbst vor dem Anblicke des Volkes verbrannte. Unbedingten Gehorsam hatte er durch Beförderung des Aberglaubens und Priesterlist sich zu verschaffen gewusst; wo ein Abgesandter nur des Kriwe Stab vorzeigte, da fiel man nieder, wie vor dem Beherrscher selbst. Er war ein Papst bei den Preußen. Zu Romowe war ein Eichenwald, wo in dem Stamme einer Rieseneiche die drei Hauptgötter der Preußen in eingehauenen Blenden thronten. Bei dieser

heiligen Eiche wohnte der Kriwe, unzugänglich dem Volke, ja selbst von den gemeinen Priestern geschieden. Wollte er sich dem Volke zeigen: so wurde diese Feierlichkeit im Lande ausgerufen. Jung und alt strömte herbei, um von dem Greise, den ein langes, weißes Gewand umhüllte, den Segen zu erflehen. Das Christenthum drohete die Gewalt des Kriwe zu zerstören; er bot daher alles auf, diesen furchtbaren Feind von sich abzuhalten. Darum sendete er sein Heer gegen Oliva, um dasselbe zu vertilgen. Im Jahre 1224 sehen wir das Kloster in Schutt verwandelt; doch bald errichtet frommer Eifer die Gebäude wieder, und die Psalmen hallen vom neuen in der Stille der Nacht aus der Kirche. Nach zehen Jahren kehren die Preußen zurück, und zertrümmern zum zweiten Male das Kloster; zwei Jahre darauf (1236) unternehmen sie die dritte Verwüstung. Aber jetzt auf andere Veranlassung. Die deutschen Ritter sind in Preußen eingefallen, um die Macht des Kriwe zu zerstören, und sich eine Herrschaft zu gründen. Ausbreitung des Christenthums dient ihnen zum Vorwande. Sie erkämpfen blutige Siege, und

unterwerfen sich und der Christentaufe die Überwundenen, denen ihr Schwert zu nahe ist. Aber diejenigen, welche der Schlacht entfliehen, vereinigen sich, um von neuem zu widerstehen. So sammeln sich besiegte Preußen nach der großen Schlacht am Sigunaflusse, ziehen nach Oliva, zerstören die Gebäude, und erwürgen die Mönche.

Bald sind die Preußen unterjocht. Die deutschen Ritter werden ruchlose Tirannen, brechen das Wort den Neubekehrten, und legen deren Nacken das Sklavenjoch auf. Da erhebt sich ein nahe ruhender Löwe, und schüttelt die Mähne: Swantopolk, Herzog in Hinterpommern. Er hat zuvor den deutschen Rittern das Land erobern helfen, jetzt erinnert er sie an ihr Wort, das sie den Unterthanen, den bekehrten, nicht brechen dürfen; und als Vorstellung nicht wirkt, zieht er das Schwert. Die unterjochten Preußen empören sich; Swantopolk leitet mit Edelmuth und Tapferkeit den Krieg, der vom Jahre 1239 an — dreizehn Jahre dauert! Das Glück der Waffen wechselt; aber Länder des Ordens werden, gewöhnlich durch dessen eigene Grausamkeit, verödet,

die Tapfern fallen, die Feigen fliehen den Kriegsschauplatz, und die deutschen Ritter sehen ein, daß Untreue, Verrath und jedes trügerische Mittel nichts vermögen gegen den festen Sinn des gerechten, edelmüthigen Swantopolk. Während dieses Krieges sahen wir Oliva drei Mal *) verwüsten, und von wem? — von den Rittern der heiligen Jungfrau, die gekommen sind, die milde Lehre Jesu zu verbreiten — und jetzt die Planzschule der Bekehrer zerstören. Schon sechs Mal zerstört, und doch nicht vertilgt, steht das Kloster bald wieder in seiner Ehrwürdigkeit da. Ein hundert Jahre genießt es der Ruhe; aber im Jahre 1350 stehet es wieder in Flammen. Nicht aufgezeichnet ist die Ursache des Brandes. — Das Land Pomerellen, (in welchem Oliva,) gehörte damals den deutschen Rittern, die es mit gewohntem Frevel an sich gerissen hatten; wovon weiter hinten. Pohlen bot alles auf, den deutschen Herren das Land zu entwinden. In Böhmen hatte die Verbrennung des prager Hochlehrers Huss die Gemüther seiner An-

*) 1243, 1247, 1250.

hänger erbittert; zu ihnen gesellten sich alle Unzufriedene mit der Regierung, und der Pöbel suchte im Aufruhre Freiheit. Daher entstand der berühmte und berüchtigte Hussitenkrieg, der Lorbeern auf die Nachwelt für diejenigen Feldherren brachte, welche heldenmüthig ihren großen Zweck verfolgten, Freiheit des Glaubens und Sieg über die Unterdrücker eines edeln Volkes zu erkämpfen. Aber Böhmen glich einem Schmelzofen, aus dem flüssige, glühende Schlacken vorbrechen, indeß sich das Metall noch in der Gluth verdichtet. Große Schwärme erhitzter Menschen brachen aus dem Lande hervor, vergessend den Zweck des Krieges, nur namenlose Rache, und in derselben Beute suchend. Sie verwüsteten die Länder, welche sie betraten, und vertilgten die Bewohner mit der rohesten Grausamkeit. So einen Schwarm Hussiten, unter Anführung des Feldherrn Czapko, der sich den Hauptmann der Verwaisten nannte, verbanden die Polen mit sich, um die Länder des Ritterordens zu überfallen. Der Hussiten Heer wälzte sich verheerend, wie ein Lavastrom, durch die Neumark nach Pomerellen, und verübte dort, mit den

Polen vereinigt, himmelschreiende Greuelthaten. Dirschau ging in Flammen auf; die fliehenden Einwohner wurden ermordet oder gefangen, und viele der Gefangenen nachher lebendig verbrannt. Darauf richtete sich der verwüstende Heeresstrom nach Danzig. Die Vorstädte wurden verwüstet, aber die Stadt fiel nicht: denn die geübten Bürger standen hinter wohlangelegten Festungswerken, und ihr Geschütz hielt den Feind so in Furcht, daß er kaum wagte, aus seinen Schanzen vorzutreten. Nach vier Tagen hob der Feind die Belagerung auf, und entschädigte sich für das unverbrannte Danzig durch die Lust, Oliva brennen zu sehen. (Jahr 1433.) Die ganze Gegend wurde verwüstet. Czapko führte seine Mordbrenner stolz ans Meer, schlug einige zu Rittern, und sprach darauf übermüthig: bis ans Ende der Welt habe ich euch geführt. Ihr seid Zeugen, daß nur das Meer meine Eroberungen begrenzt hat! Die Hussiten jauchzten und füllten ihre Flaschen mit Seewasser, um die Beweise ihres Heldenzuges in ihr Vaterland mitzubringen.

Das Kloster wurde wieder aufgebaut, denn es besaß zuviel Güter, als daß die Mönche den Ort verlassen hätten. Frommer Eifer der Nachbarn bot dabei die Hand, und die vielfachen Unglücksfälle hatten die Theilnahme der andern erweckt.

Doch im Jahre 1577 legten selbst die Danziger Hand an das Kloster. Sie schleiften dasselbe gänzlich. Die Reformation hatte in dieser, für jede Freiheit des Menschen empfänglichen Stadt große Fortschritte gemacht, das Kloster war daher kein Gegenstand der Verehrung mehr, und wurde ohne Bedenken der Kriegsklugheit aufgeopfert. Die Danziger machten sich nemlich auf eine Belagerung gefasst. Stephan Bathory war von den Polen zum Könige erwählt worden. Die einzige Stadt Danzig, welche damals wieder zu Pohlen gehörte, widersprach, und Bathory rückte mit einer Armee gegen die Stadt an. Damit er sich in Oliva nicht festsetzen könnte, wurde das Kloster gebrochen. Jedoch kam es nicht zu blutiger Entscheidung zwischen dem Könige und der Stadt. Ein Vergleich besänftigte die Gemüther, und die Danziger bezahl-

ten 200,000 Gulden oder 50,000 Thaler zur Wiederaufbauung des Klosters, welches seit jener Zeit unbeschädigt von feindseliger Hand geblieben ist; obgleich es öfter noch Kriegsunfälle ertragen und sogar Plünderungen aushalten musste.

Dafür sahe man auch die Palme des Friedens innerhalb seiner Mauern aufsprießen, gleichsam zum Ersatz erlittener Kriegsunfälle. In dem großen Erholungssale des Klosters kamen im Jahre 1660 die Abgeordneten der damals kriegführenden Mächte, Schwedens und Pohlens, die Gesandten von Österreich und Brandenburg, und des vermittelnden Frankreichs zusammen, um über den Frieden zu unterhandeln. Vier Monate dauerte dieses Geschäft, bis die Mitternachtsstunde des dritten Mai's 1660 den Frieden entschied. In einem kleinen, an den Erholungssal grenzenden Zimmer wurden die aufgezeichneten Bedingungen am 10ten Mai unterschrieben. Das Andenken daran enthält eine Inschrift auf Marmor in diesem gewölbten Zimmerchen. Im Kreuzgange vor der Thür zur Kirche übergaben die Abgeordneten von Schweden und Pohlen einander

die unterschriebene Friedensurkunde, und der französische Bevollmächtigte legte ihre Hände zusammen.

Der Weg nach Danzig führt vor dem Pallaste des Abtes und dem Klostergarten, der angenehme Lustplätze enthält, vorbei, und ist geebnet und breit. Daß man sich einer großen Stadt nähere, kündigten die Lebhaftigkeit auf der Straße, und der schnelle Wechsel von mancherlei Anlagen in der umliegenden Gegend an.

Voll Erwartung näherte ich mich der Stadt Danzig, einer Stadt, die in meiner Kindheit bleibenden Eindruck auf mich gemacht hatte. Ich blätterte nämlich damals in einem Quartanten, nach Bildern suchend, und fand einen Kupferstich, auf dem die Stadt Danzig mit ihren Thürmen mich ergötzte. Über ihr flog ein Band in der Luft, auf welches ihr Name geschrieben war. Im Vorgrunde stand der König Stanislaus Lesczynsky, ein Blatt Papier in der Hand haltend, auf welchem sich die Worte: Danzig, du getreue Stadt! mit großer Schrift befanden. Den Sinn dieser Worte konnte ich zwar nicht in

Bezug auf Danzig bringen, allein ich dachte mir doch etwas Großes dabei, das immer grö-ßer wurde, je weniger ich das Ganze begriff. Bald darauf kam mir das Danziger Goldwasser, ein gebrannter Wein, in dem Flinker von echtem Goldschaum umherschimmern, zu Gesichte, und die schimmernden Goldflinkerchen gaben meiner Einbildungskraft noch mehr Schwung, daß ich die Stadt Danzig stets anstaunte, so oft ich die Goldwasserflasche sahe, und mir nur wünschte, diese berühmte Stadt einmal vor mir zu erblicken. Daß der König Stanislaus Lescynsky mit meiner Papierrolle auch da stehen würde, glaubte ich fest, weil er auf dem Kupferstich da stand.

Wir fuhren bald durch eine lange doppelte Häuserreihe, welche die Vorstadt zu seyn schien. Die Häuser waren meistentheils groß, mit spiegelnden Fenstern reichlich versehen, die Fensterflügel öffneten sich gegen die Straße, aber die Bauart hatte nichts gefälliges. Trinkstuben waren sehr häufig durch die leicht ansprechenden Zeichen angedeutet. Ich hoffte bald an das Thor von Danzig zu gelangen; aber wider Erwarten befand ich mich bald am Ende

der Häuserreihen, und Danzig war noch durch eine lange Lindenallee von uns getrennt. Wir waren durch den Marktflecken Langfuhr gefahren. Er ist als Vorstadt von Danzig zu betrachten, gehörte aber damals nicht zum Stadtgebiethe, und wird von Handwerkern und Schiffern bewohnt. Wir fuhren durch die schöne Lindenallee, welche bei der Belagerung im Jahre 1807 niedergehauen worden ist. Vor den Augen bewegte sich ein buntes Gemisch von Fußgängern, Reitern und Fuhrwerken auf der breiten Straße, und der Blick wurde beschäftigt genug: denn der erste Anblick stellt alles zu fremd, mithin ganz neu dar. Die Menschen haben überall so viel unter sich gemein, aber das Auge hebt beim ersten Anblicke gleich das Abweichende hervor, und macht das Ganze so lange fremd, bis es sich an das Abweichende gewöhnt hat. Das ist aber bald geschehen; nach einigen Tagen kommt uns das Fremde ganz bekannt vor. — Die Lindenallee war zu Ende, wir befanden uns am äußern Thore Danzigs.

Zweiter Abschnitt.

Danzig.

Wir wurden von einer Menge Volkes am zweiten Thore empfangen, und durch die Stadt begleitet. Den ersten Wagen, in welchem der Kronprinz von Preußen, königl. Hoheit, fuhr, begleiteten die obrigkeitlichen Personen. Das Stadtthor hatte das Gepräge alter Zeit, wo die Bürger, ihre Selbstvertheidigung übernehmend, ihrer Städte Eingänge mit dauerhaften Thoren verschlossen. Die Stadt selbst widerspricht nicht diesem Eindrucke; ihr Hauptkarakter ist Größe in alter Zeit. Die Gebäude sprechen immer den Sinn dessen aus, der sie erbauete. Alte Städte sehe ich daher gern. Es kündigt sich mir in den Gebäuden die Selbstkraft ihrer alten Bewohner an, die sich selbst zu regieren, zu vertheidigen, und zu erheben verstanden, und edeln Trotz gegen jeden zeigten, der ihre Rechte kränken wollte. Meistentheils sind die Häuser in den alten Theilen von Danzig von alter gediegener Bauart, an

welcher die neuere Zeit hier und da etwas abgeändert hat. Zwei Dinge zeichnen sich vor dem Auge des Fremden besonders aus: der Glanz der Fenster und die sogenannten Beischläge. Die Fensteröffnungen sind gewöhnlich groß, aber die Fensterscheiben haben wenig Größe, kaum einen Fuß Höhe und geringere Breite. Doch ihre Wirkung ist prächtig: denn sie sind aus feinem englischen Glase, das volle Reinheit und wahre Spiegelglätte hat, und gewöhnlich ins Rothe spielt; ihre Fläche ist nicht eben, sondern in der Mitte eingesenkt. Die erhöhete Seite ist nach dem Zimmer, die hohle nach der Straße gekehrt. Dadurch wirken sie wie ein Hohlspiegel, verbreiten blendenden Glanz, spiegeln die Gegenstände auf der Straße mannichfaltig, und verhindern, daß man nicht ins Zimmer sehen kann: denn durch die Strahlenbrechung gehet das Bild eines nahen Gegenstandes hinter dem Fenster für den Blick von außen verloren. In das Zimmer werfen sie ein helleres Licht als ebene Tafeln, und verdeutlichen die Dinge auf der Straße sehr.

Und was sind dann die Beischläge? — Als die Danziger, deren Goldquelle der Handel war, ihre Häuser gründeten, sahen sie besonders darauf, geräumige, trockne, luftige Niederlagsgewölbe zu erhalten. Das Kellergeschoß ließen sie daher über die Erde beträchtlich vorragen. Dadurch wurde aber eine Treppe nöthig, welche zum ersten Stockwerke des Wohnhauses von der Straße führte. Der Bequemlichkeit wegen wurden die Treppenstufen nicht nahe an das Haus gelegt, sondern durch einen breiten Austritt von der Hausthür entfernt. Ein bedeutendes Stück wurde dadurch von der Straße abgeschnitten; jedoch die beiden leeren Räume auf der Straße neben der Treppe, in der ganzen Länge des Hauses, benutzte man dadurch, daß man neben der Treppe zu beiden Seiten Zimmer anbauete, welche mit einem flachen Dache bedeckt wurden, und von der Straße her Fenster und Eingänge erhielten. Das flache Dach wurde mit einer steinernen oder eisernen Brustwehr umgeben, und diente zum Altane, den die Vorzeit so werth hielt. Damals waren öffentliche Vergnügungsörter nicht eingerichtet. Der Hausvater brachte bei

schönem Wetter seine Ruhestunden unter den Seinigen auf dem Altane zu, die ganze Straße war sein Gesellschaftszimmer, und die Vorübergehenden gaben ihm genug Unterhaltung; von ihnen erfuhr er die Neuigkeiten des Tages; auch setzte sich oft ein Nachbar vertraulich zu ihm.

Die Gewölbe unter dem Altane wurden zu Kramladen oder Werkstädten für Handwerker, welche keines großen Raumes bedürfen, eingerichtet. Das sind die Beischläge. Sie sind jetzt oft mit großen Fenstern und kostbaren Ladenthüren geziert. Die obere Einfassung des Altanes ist nach Art des Alterthumes gediegen gearbeitet, oft mit durchbrochenen Verzierungen aus Stein; oben sind große Kugeln aus Stein oder Messing zur Zierde aufgestellt, und das Treppengeländer ist häufig auch mit messingenen Kugeln geschmückt. Die meisten Häuser von dieser Bauart findet man in der Alt- und Rechtstadt. Die Straßen werden durch die Beischläge sehr verengt, so daß zwei Wagen, die sich einander begegnen, den Fußgängern gänzlich den Raum abschneiden.

Die Stadt wird in 6 Theile getheilt, welche sämtlich von den Festungswerken umschlossen sind. Der Motlaufluss, welcher von Südost nach Nordost doppelarmig die Stadt durchfließt, theilet dieselbe in den westlichen und östlichen Theil. In der Mitte des westlichen Theiles liegt die Rechtstadt, wahrscheinlich daher benannt, weil das Rathhaus hier stehet und das Recht gesprochen wurde, nördlich neben derselben ziehen sich enge und krumme Straßen, wenig geräumige, keine gerade, durch die Altstadt, den ältesten, am schlechtesten gebauten Theil, wo das Schloss der Herzoge gestanden hat, dessen Spur so vertilgt ist, daß man nicht einmal den Ort desselben genau bestimmen kann. Südlich der Rechtstadt liegt die Vorstadt mit geraden, sich in rechten Winkeln durchschneidenden, mitunter breiten Straßen, und häufig wohlgebaueten Häusern. Gleich nach dem Eintritte in die Stadt trennt sich die Motlau in zwei Arme, welche sich wieder vor dem Ausflusse durch die Festungswerke vereinigen, und eine Insel, den vierten Stadttheil, die Speicherinsel genannt, bilden.

Jenseit der Insel liegen die letzten Stadttheile, nördlich Langgarten, südlich die Niederstadt, beide neuere Anlagen, wo Straßen und Häuser geräumig, und letzte oft mit ausgedehnten Gartenanlagen verbunden sind. Wir fuhren durch einen Theil der Altstadt, dann durch die Rechtstadt vor dem Rathhause vorbei, welches sich nur durch seinen künstlich gebauten Thurm auszeichnet, kamen über einen Marktplatz, und gelangten zu einem Thore, welches durch ein großes Gebäude, das im obern Stockwerke Säle zu enthalten schien, geführt war. Es war das grüne Thor, in dessen Sälen eine Naturaliensammlung aufgestellt ist. Jenseit des Thores fuhren wir auf einer Zugbrücke über die Motlau, und kamen in die Speicherinsel. Sie gewährt einen auffallenden Anblick! In den Straßen stehen große, feuerfeste, bis 8 Stockwerk hohe Häuser; aber sie haben kleine Fenster ohne Glas, mit Gitterwerk oder Netzen und Laden versehen. Es sind Niederlagsgebäude der Kaufleute, in Danzig Speicher genannt. Die ganze Insel, welche von einer Menge Straßen durchschnitten ist, hat nur

Speicher; kein Wohnhaus darf daselbst erbauet werden, damit Feuersgefahr möglichst entfernt sei. In der Nacht darf nur die Straße, durch welche wir fuhren, begangen werden; die übrigen sind gesperrt, und werden von wüthigen Hunden bewacht. Wenn die Motlau zugefriert, geschieht es bisweilen, daß so ein Hund in einen andern Stadttheil abschweift, und gefährlich wird. Da nur eine Hauptstraße von der Rechtstadt durch die Speicherinsel zu dem gegenüber liegenden Langgarten führt: so ist der Volksdrang und die Gefahr beim Fuhrwesen hier groß; der hohen Speicher wegen ist die Straße nicht luftig, daher meist kothig, dumpf und mit Gerüchen von Bastmatten, Hanfvorräthen, Theer und Heringstonnen und andern strengriechenden Handelswaren angefüllt. Am Ende dieser Straße fuhren wir wieder durch ein Thor, auf einer Zugbrücke über den zweiten Arm der Motlau, und gelangten in den geräumigen, luftigen Theil der Stadt, Langgarten genannt. Er bestehet aus einer einzigen Hauptstraße, welche sehr lang und wie ein Marktplatz breit ist. Anfangs sind die Häuser auf einander gebauet, nach dem Thore

zu stehen sie von einander ab. Dem Gouvernementshause gegenüber fand ich mit meinem Prinzen bei dem Herrn Kriegsrathe Riebes eine angenehme Wohnung. Der Kronprinz und dessen Bruder, Prinz Wilhelm, der Prinz Friedrich von Preußen, königliche Hoheiten, wohnten mit ihren Erziehern im nemlichen Hause. Jedermann bestrebte sich den königlichen Prinzen Beweise von Anhänglichkeit an dem Hause des Königes zu geben, man beeiferte sich, ihnen den Aufenthalt in Danzig nicht allein angenehm sondern auch lehrreich zu machen. Und gewiss des Merkwürdigen und Lehrreichen findet man in Danzig genug, besonders wenn man einige Kenntniss von der Geschichte der Stadt hat.

Wir wollen sie jetzt kürzlich durchlaufen.

Im Jahre 997 reiste der Bischof von Prag, Adalbert, der in Böhmen als Heiliger verehrt wird, nach Preußen, um die heidnischen, noch wenig bekannten Bewohner dieses Landes der Lehre Jesu und der Verehrung des wahren Gottes zuzuwenden. Er kam nach Gedansk, dem nachmaligen Danzig, und bekehrte hier viel Heiden. Von da fuhr

er auf einem bewaffneten Fahrzeuge die Küste entlang, und landete in der Gegend des jetzigen Pillau an der samländischen Küste. Nur wenig Meilen in das Land vorgedrungen, wurde er von preußischen Priestern ermordet. Danzig war also damals schon angelegt, obgleich nur klein nach den Bedürfnissen der Zeit. Die Danziger ließen sich bekehren, die Preußen mordeten den Bekehrer. Jene waren durch Handelsverkehr gesitteter, der Belehrung empfänglicher und duldsamer geworden; diese wurden durch ihren Kriwe Kirweitu noch in den Fesseln der väterlichen Religion zurückgehalten von Menschlichkeit, und zur Feindschaft gegen den unbewaffneten, harmlosen Fremdling angereizt. Priesterherrschaft hat nie zur reinsittlichen Bildung eines Volkes gewirkt. Adalbert erhielt ein bewaffnetes Fahrzeug von den Danzigern; sie waren schon Seefahrer.

Danzig, auf Pommerns Küste angelegt, wurde in der Folge der Wohnsitz pommerscher Fürsten, bis der deutsche Ritterorden die Stadt in seine Gewalt brachte.

Daß große Dinge oft kleinen Ursprung haben, beweiset dieser Orden.

Als im 12ten Jahrhunderte die Deutschen, angesteckt durch die Schwärmerei der Zeit, aufgereizt durch den mächtigen Pabst, mit andern Völkern nach Jerusalem zogen, die heilige Stadt zu erobern, und den Boden, auf welchem Christus gewandelt hatte, von den Fußtritten muhamedanischer Völker zu reinigen, erbauete ein deutscher Krieger aus adeligem Geschlechte, dem sein Weib gefolget war, ein Hospital für Arme und Kranke deutschen Vaterlandes zu Jerusalem, sich selbst dem Dienste der Jungfrau Maria durch Pflege der Kranken weihend. Nach seinem Tode fanden sich willige Nachfolger, die, verbrüdert, das Werk der Barmherzigkeit übten, bis die Stadt in die Hände der Ungläubigen zurückfiel. Die Brüder zogen nach Akkon am Meere, wo die Trümmer des christlichen Heeres am Meeresufer unter Zelten auf feuchtem Boden lagen. Hier vereinigten sie sich mit frommen Schiffern aus Lübeck und Bremen, und übernahmen die Pflege der Armen und Kranken. Man hielt diese Vereinigung für würdig der Erhebung zu einem Ritterorden. Dieses geschah wirklich im Jahre 1190 — Für die Religion

Jesu kämpfen, die Armen pflegen, Keuschheit bewahren, ehelos leben, dieß waren die Pflichten der Ritter dieses Ordens, der mit jedem Jahre mehr Ausdehnung erhielt, und Ehrfurcht sich errang. Sein Oberhaupt wurde aus der Mitte der Ritter gewählt, und hieß der Ordensmeister, in der Folge Hochmeister. Herrmann von Salza war der vierte Hochmeister; durch ihn erhob sich der Orden zum hellsten Glanze: denn ein großer Mann an der Spitze führet die andern zur Größe, indem sein Licht auf sie zurückfällt, und das Ganze überstralt. Damals erhielt der Orden Schenkungen durch ganz Deutschland, Ungarn, Griechenland; der Hochmeister wurde zur fürstlichen Würde erhoben, und regierte die Ritter in den einzelnen Landen durch Landmeister, und in den einzelnen Gebiethen durch Komthure, welchen die Verwaltung der Güther und die Aufsicht über kleinere Abtheilungen der Ritter übergeben war.

Zwar gingen des Ordens Besitzungen in Asien wieder verloren: denn das Kreuz vermochte nicht die Eintracht der Kreuzfahrer zu erhalten, und die ehrgeizigen oder eigensinni-

gen Bestrebungen der einzelnen Heerführer zu unterdrücken; die Sarazenen eroberten ihre verlorenen Länder wieder, und der Kreuzfahrer Heer wurde durch Krankheiten, eigene Ausschweifungen und das Schwert der Feinde fast vernichtet. Der Hochmeister des deutschen Ritterordens schlug seinen Sitz zu Venedig auf, und vertheilte die Ritter durch Deutschland.

Bald darauf, im Jahre 1226, erschienen Abgesandte des Herzogs Konrad von Masovien, welches mit Preußen grenzte, vor dem Hochmeister, ihn um Beistand wider die heidnischen Preußen anflehend, welche den Herzog zu sehr drängten. Dafür wurde den Rittern ein Theil von des masovischen Herzogs Besitzungen versprochen, und neue Eroberung als ungekränktes Eigenthum zugesichert. Seit jener Zeit drangen zahlreiche Heere der deutschen Ritter, öfter verstärkt durch Kreuzfahrer und andere Kriegsvölker helfender Fürsten oder fürstlicher Abentheurer, nach Preußen, bezeichneten ihren Weg mit Blut, und unterjochten innerhalb funfzig Jahren ein freies Volk, das nichts verschuldet hatte, und in härtere Fesseln

geschmiedet wurde, als es die christliche Religion annahm. Im Jahre 1309 nahm der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen seinen Sitz in Preußen, in der neuangelegten Stadt Marienburg. Die Geschichte des Ordens in Preußen ist ein Gewebe von Raubgier und herrschsüchtiger Grausamkeit, Stolz und Niederträchtigkeit, Arglist und Wortbrüchigkeit; selten spricht ein edler Zug das Gefühl wieder an.

Danzig war nicht mehr unbedeutend; es hatte ein Schloss, und Befestigung für die damalige Zeit. Hier wohnte zum Theil der Herzog von Pomerellen oder Hinterpommern, Swantopolk der Große, der bis zum Jahre 1266 lebte. Er war es, der den verbrecherischen Fortschritten des Ordens Einhalt that, und sich der unterdrückten Preußen annahm. Bei der Taufe versprachen die Ritter den Neubekehrten viel, nach derselben hielten sie nichts davon. Nach des Herzoges Tode suchte der Orden den Samen des Bruderzwistes unter dessen Söhne zu streuen, und dieses Meisterstück arglistiger Statskunst gelang. Zwei der Söhne, Sambor und Ratibor traten in

den Orden, und schenkten ihm ihre Güter. Die ältern Söhne Swantopolks, Mestwin und Wartislaus theilten sich in Pommern. Mestwin bekam Danzig in Besitz. Um seine Güter sowohl gegen den Orden, als auch gegen den eigenen Bund zu schützen, erkannte er die Markgrafen zu Brandenburg, Johann den 2ten, Otto den 4ten und Konrad für seine Lehnsherren an, und begab sich in ihren Schutz. Allein der Bruderzwist entzündete bald die Kriegsfackel; die Brüder zogen gegen einander, Mestwin wurde gefangen, und erhielt nur seine Freiheit durch die Abtretung Danzigs. Der Fesseln entledigt sammelte Mestwin wieder ein Heer, um gegen den Bruder zu ziehen, und forderte von den Markgrafen zu Brandenburg Hilfe, sie an ihre Lehnspflicht erinnernd, und bei der Liebe Christi und aller Heiligen bittend; auch versprach er ihnen, die Stadt Danzig zu überlassen, wenn sie seinen Bruder aus derselben vertrieben. Wartislaus suchte Hilfe bei den deutschen Rittern vergeblich; darauf wendete er sich auch an die Markgrafen zu Brandenburg und bat um Schutz, ihnen das Schloss Danzig ein-

räumend, und die ganze Landschaft so lange zusichernd, bis er die Kosten der Hilfe würde ersetzt haben. Die Brandenburger nahmen Besitz von Danzig. Wartislaus starb bald darauf. Mestwin forderte Danzig als Erbe des Bruders zurück. Die Markgrafen verlangten Ersatz der Kriegskosten, Da wendete sich Mestwin an seinen Vetter, den polnischen Herzog Boleslaus den Frommen, und übergab ihm Danzig als zu eroberndes Pfand. Boleslaus zog vor Danzig, welches mit seinen Mauern der damaligen schwachen Belagerungskraft trotzte. Er warf Feuer in die Stadt, welches um sich griff, und die Brandenburger nöthigte, das Schloss zu verlassen. Sie zogen sich in einen hohen, feuerfesten Thurm zurück. Die Verwirrung beim Brande benutzend, drang Boleslaus in die Stadt, ließ die Deutschen tödten, und zwang die Besatzung im Thurme, sich zu ergeben. Boleslaus starb 1279; Mestwin riss Danzig wieder an sich. Der schwache Fürst hatte keine Söhne; er verschrieb seine Länder bald den verwandten Herzogen von Vorpommern, bald dem Markgrafen von Brandenburg, zuletzt seinem Neffen Przemisl,

der Pohlen beherrschte, und sich König nannte. Dieser nahm bei Mestwins Tode 1295 Besitz von Pommerellen, fiel aber im folgenden Jahre durch brandenburgische Verrätherei. Die Markgrafen wollten ihn zu Rogoszno, wo er die Fastnacht feierte, unter den Lustbarkeiten aufheben lassen; aber Przemisl vertheidigte sich gegen die brandenburgischen Soldaten so lange, bis er seelenlos unterlag. Sein Nachfolger, Wladislaw Loktek behauptete sich im Besitze von Danzig und der pommerschen Erbschaft; allein sein Stadthalter Peter Swenza verrieth das Land an den Markgrafen Waldemar zu Brandenburg, welcher mit einem Heere Pommerellen besetzte, und in Danzig einzog. Der tapfere Bogusky, polnischer Befehlshaber im Schlosse, vertheidigte dasselbe so lange er konnte, und flohe zuletzt mitten durch die Belagerer zu seinem Könige. Wladislaw wurde durch innere Unruhen in Pohlen abgehalten, dem bedrängten Schlosse zu Danzig zu Hilfe zu eilen; auf Boguskys Rath suchte er Hilfe bei dem deutschen Ritterorden, der sich zur Vertheidigung des Schlosses willig finden ließ gegen die Bedingung,

dasselbe so lange besetzt zu halten, bis die Kriegskosten wieder erstattet sein würden. Der Orden verjagte die Brandenburger aus dem Lande, gestattete auch, daß polnische Krieger die Stadt Danzig besetzten, forderte aber nach einem Jahre 100,000 Schock böhmischer Silbergroschen, oder 1,400,000 Thaler jetziger brandenburger Währung, als Schadenersatz. Als Wladislaw über Ungerechtigkeit laut klagte, setzte sich der Orden in völligen Besitz des Landes, verglich sich 1310 mit Brandenburg, und kaufte ihm die Ansprüche auf Pommerellen für 10,000 Schock oder 140,000 Thaler ab.

Aber Danzig vermochten die Ritter nicht in ihre Gewalt zu bekommen. Die Bürger hatten ihre Stadt genug befestigt und polnische Völker lagen in derselben zur Vertheidigung. Der Orden nahm Zuflucht zur Verrätherei. Erkaufte Bürger öffneten im Jahre 1311 an einem Jahrmarkte die Thore, und die Ritter, verspottend ihr Gelübde, Bedrängte zu vertheidigen, wütheten mit Grausamkeit der wildesten Völker in der Stadt. Zehntausend

Menschen sollen ermordet, Kinder in der Wiege nicht verschont worden sein.

Doch die Danziger konnten nicht bezwungen, nur erbittert werden. Die Stadt strebte, wie damals alle Städte, nach Unabhängigkeit. Freiheit zu suchen und zu behaupten war das Band, welches die Bürger fest zusammenhielt; und die Mittel zur Selbstvertheidigung gab die Natur an die Hand. Denn Danzig liegt in der Ebene am Meere, welche von dem Weichselstrome, dem Motlau- und dem Radaunflusse durchschnitten wird. Es war daher leicht, die Mauern der Stadt mit tiefen Wassergraben zu umgeben. Der Weg hinaus in das Meer verband die Stadt mit der Hansa sehr bald, und Kriegsbedürfnisse aller Art konnten leicht herbei geschafft werden, so wie den Hafen wohlgerüstete Kriegsschiffe beschützten. Aber das nöthigste unter allen: Geld und Menschen, erwarb der Stadt ihr blühender Handel. So glücklich an der Weichselmündung gelegen, gehörte ihr der Schlüssel zu den Ländern, welche die Weichsel durchströmt, ihr gehörten die Schlüssel zu Pohlens Kornkammern und Geldkisten. Danzig wurde reich

durch den Alleinhandel mit Pohlen. Menschen strömten herbei, um an dem Gewinne Antheil zu nehmen, und unter der Menge erhoben sich gute Köpfe: denn Handel und Krieg geben Gelegenheit zur mannigfaltigsten Entwickelung.

Die Obrigkeit regierte nach bestehenden Gesetzen anderer Städte, welche die Gemeinde sich erwählt hatte, oder nach solchen, die mit Zustimmung des Volkes nach den Umständen entworfen und eingeführt worden waren und Willkühr hießen. Damals, wenn Städte entstanden, erlaubte man den fremden Ansiedlern die vaterländischen Gesetze überzutragen in die neue Stadt, oder sich dem bestehenden Rechte einer ältern wohlgeordneten Stadt zu unterwerfen. Daher findet man in den Städten Preußens bald magdeburgisches, bald kulmisches, bald preußisches, bald lübeckisches, bald flämisches Recht.

Der Danziger Bürger, keck und muthig durch den vorherrschenden Handelsgewinn, versuchte öfter, sich selbst zu regieren, und über Recht zu entscheiden; daher häufig lärmende Volksversammlungen und blutige Auftritte zu Danzig, wachsender Trotz der Bürger und stol-

zer Übermuth des Pöbels; aber auch, daß wir das Gute nicht verkennen, sich aufopfernder Gemeinsinn, Kraftgefühl bei Gefahren, hoher Muth, ausgezeichnete Tapferkeit, festes Zusammenhalten gegen Feinde der Stadt.

Die deutschen Ritter scheueten der Danziger Macht, verfuhren glimpflich, hielten nur das Schloss besetzt. Ein Ordenskomthur war Gebiethiger im Schlosse, wagte nichts gegen die Rechte und Freiheiten der Bürger. So blieb Danzig beinahe hundert Jahre hindurch unter der Herrschaft des deutschen Ritterordens, und wuchs immer mehr an Macht, Reichthümern und Volksmenge.

Aber in Preußen konnte nicht Friede bleiben. Die Ritter, die geschworen hatten, ihr Schwert nur für Religion und unterdrückte Unschuld zu ziehen, färbten dasselbe mit Blut der Christen aus Eroberungssucht, und Herschbegier. Mit dem angrenzenden Pohlen entstand ein verderblicher Krieg. Im Jahre 1410 fiel die denkwürdige Schlacht bei Tanneberg vor. Die Ritter wurden von den Pohlen völlig geschlagen, und nebst ihren Hilfsvölkern fast aufgerieben. Auch die Danziger

hatten Mannschaft unter zwei Fahnen zum Ordensheere gestellt. Nach verlorner Schlacht versprachen sie dem Orden, die Stadt Jahr und Tag gegen die Pohlen zu vertheidigen, und der Ordenskomthur zu Danzig gab ihnen Pulver, Geschoss, Pferde und Geld. Kaum war dieses in Empfang genommen, so wurden die unbedroheten Thore den Pohlen geöffnet. Mit Posaunen und Pfeifen führten die Bürger den pohlnischen Hauptmann durch die Straßen, zeigten ihm das Verborgenste, huldigten dem Könige von Pohlen, besetzten die Mündung der Weichsel, um den Orden von aller Hilfe abzuschneiden, mordeten die gefangenen Söldner des Ordens, ließen die Leichname nackend auf den Straßen liegen, und versenkten das Fahrwasser zum Schlosse, damit kein Schiff demselben nahen könnte. Der Burgemeister Konrad Lezkau forderte den Komthur zur Übergabe des Schlosses auf, mit der Drohung, man werde ihn sonst sammt den Ordensbrüdern an den Hälsen heraus ziehen. Diese Aufforderung wiederholte er zum zweiten Male, als er sogar den pohlnischen Hauptmann vor das Schloss führte, und

schimpfliche Drohungen gegen den Komthur ausstieß.

Das Volk erlaubte sich jede Frevelthat an den Gütern und Beamten des Ordens; die Mühle wurde ihm entrissen, das Wasser abgedämmt; die Graben wurden abgeleitet, Geräthschaften zerbrochen, und öffentlich hingeworfen; das Stadtthor gegen das Schloss wurde zugemauert.

Jagello, König in Pohlen, wusste aber seinen Sieg nicht zu benutzen; vergeblich belagerte er Marienburg, welches der tapfere Heinrich Reuß von Plauen, Komthur zu Schwetz, ruhmvoll vertheidigte. Während der Orden, durch dieses Mannes Heldengeist, sich wieder ermannte, verloren die Pohlen ihre Mannschaft durch Krankheiten und Unordnung. Der König zog mit dem Heere zurück, und gab die Vortheile jener blutigen Schlacht auf. Der Orden erhob sein furchtbares Haupt vom neuen. Da unterwarfen sich die Danziger wieder demselben demüthig, baten mit entblößten Häuptern *) um Gnade, schossen große

Ein entblößtes Haupt gehört jetzt zur gewöhnli-

Summen Geldes vor. Der Burgermeister Konrad Lezkau führte dem Orden fremde Söldner zu. Als Betler verkleidet, schlich er durch das pohlnische Herr nach Deutschland, und erhielt daselbst durch seine Klugheit und sein erworbenes Ansehen die Erlaubniss, für den Orden werben zu dürfen.

Doch schon im Jahre 1411 kam der Friede mit Pohlen in der Stadt Thoren zu Stande. Der Orden bekam seine Länder zurück, musste aber zu Auslösung der Gefangenen 100,000 Schock Groschen oder 1,400,000 Thaler bezahlen. Der nunmehrige Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen war gezwungen, das Land zur Beisteuer aufzufordern; alle zahlten willig; Danzig allein widersetzte sich. Gehorsam sollte erzwungen werden. Der Hafen, die Straßen wurden gesperrt. Auf Befehl lagerte sich der Ordensvoigt zu Dirschau mit Reisigen an die Heerstraßen, um

---

chen Höflichkeitsbezeugung. In frühen Zeiten behielt man den Kopf bedeckt, selbst wenn man vor Fürsten stand. Ein entblößtes Haupt war Zeichen der tiefsten Unterwerfung und Demüthigung.

die Geschäfte der Stadt zu hemmen. Danzigs Bürger erregten darüber Aufruhr; im Kriege erfahren, kündigten sie dem Voigte Fehde an, und forderten die Hansestädte um Beistand und Eröffnung des Hafens auf.

Die Abgeordneten der Stadt, welche vor dem Komthur im Schlosse, dem Bruder des Hochmeisters, erschienen, wurden unter ihren Mänteln geharnischt gefunden. Ihrer trotzigen Reden wegen ließ sie der Komthur verwahren; aber das Volk tobte, und die Gefangenen wurden frei gegeben.

Der Hochmeister ließ sich dieses Mal nicht schrecken; er fuhr fort Danzigs Gehorsam nicht allein zu erzwingen, sondern auch den Ungehorsam furchtbar zu bedrohen, und die Danziger unterwarfen sich. Jedoch dauerte die Ruhe nicht lange. Der Hochmeister musste Münze von geringerm Gehalte schlagen lassen, um der Geldlosigkeit des Landes abzuhelfen, und die Lösegelder völlig zu bezahlen. Er bekannte selbst im Gefühle des schmerzenden Drucks: „er müsse dem Lande wehe thun, weil kein anderes Mittel ihm übrig bliebe.“

Ein Danziger Rathsherr, Benedikt Pfennig, hatte übernommen, die neue Münze zu prägen. Münze vom geringerm Gehalte bringt eine große Veränderung im Handel vor; daher wurde der Nachtheil derselben zu Danzig vorzüglich gefühlt. Das Volk, angeführt von dem Burgemeister Lezkau und dem tapfern Seemann, Arnold Hecht, empörte sich, und ließ seine Wuth an dem Münzer aus. Pfennig suchte Schutz bei dem Komthur, und klagte demselben, was er von dem aufrührerischen Volke erdulden müßte; dadurch erbitterte er aber die Danziger noch mehr gegen sich. Die Rathsherren stürzten ihn eines Tages aus einem Fenster des Rathhauses, so daß er Arme und Beine brach, jedoch mit dem Leben davon kam. Der Hochmeister kam nach Danzig, stiftete Ruhe und Versöhnung mit dem Komthur, ohne zu strafen, weil Danzig in den letzten Zeiten dem Orden viele Dienste geleistet hatte. Doch der Komthur war nicht versöhnt. Er suchte Rache auf schändliche Art. Eines Tages ließ er Lezkaun, Hechten und andere Rathsherren zu einem Gastmahle aufs Schloß bitten. Man war mißtrauisch; Lezkau meinte aber,

„man müsse hingehen, um selbst kein Mißtrau-
en zu erregen; die Händel wären ja beigelegt!“
Auf dem Wege wurden sie von dem Narren
des Komthurs gewarnt, und ein Rathsherr
kehrte um. Als die übrigen das Schloss betre-
ten hatten, wurden sie gefangen genommen,
mit Schimpf- und Spottreden überhäuft, und
sollten von dem Scharfrichter aus Elbingen,
den der Komthur hatte kommen lassen, ent-
hauptet werden. Der Scharfrichter weigerte
sich, ungehörter Männer Blut zu vergießen;
da wurden die Unglücklichen in einen Kerker
gesperrt. Bis Mitternacht zechte der Komthur
mit den Ordensbrüdern, dann ließ er die Ge-
fangenen geknebelt herbeischleppen, und verrich-
tete selbst sammt seiner Gesellschaft das Hen-
keramt. Die Mordthat wurde verheimlicht.
Das Volk zu Danzig hatte nur Nachricht, daß
ihre Burgemeister gefangen gehalten würden.
Es wurde deßhalb beim Hochmeister Klage ge-
führt. Die Frauen und Töchter der Ermorde-
ten erschienen oft vor dem Schlosse, und brach-
ten Speisen für die vermeinten Gefangenen;
die Waffenknechte der Ritter nahmen ihnen
die Speisen ab, und bestellten wieder allerlei

Leckerbissen, als ob die Gefangenen darnach gelüstete.

Nach sechs Tagen kam Befehl vom Hochmeister, die Gefangenen unverzüglich frei zu geben. Da warf man die Leichname in der Nacht vor das Burgthor. Der Morgen klärte die Greuelthat der Ritter auf. Die Danziger strömten herbei zu den Körpern der Erschlagenen, wiederholten die Klagen und Verwünschungen der Anverwandten, und forderten Rache. Doch der Hochmeister strafte den Komthur nicht öffentlich, und gab den Danzigern keine Genugthuung. Zu Braunsberg hielt er einen Landtag, auf welchem der Danziger frühere Straffälligkeit öffentlich anerkannt wurde. Die Strafe bestand in Geldbußen, und die Begnadigung war nicht fern.

Im Jahre 1433 wurde Danzig von den Hussiten vergeblich belagert, wovon schon oben gesprochen worden.

Das Ansehen des Ordens dauerte nicht lange mehr. Die Ritter versanken tiefer in das Meer niedriger Lüste, verläugneten ihren hohen Zweck durch Schandthaten, tödteten das sittliche Gefühl in sich und andern durch un-

verhehlte Ausschweifungen in jeder Art des zügellosen Lebens. Die heilsame Ordnung wurde aufgelößt, die Zügellosen konnte kein Hochmeister mehr auf richtigem Wege führen, und jeder einzelne wurde Bedrücker und Frevler.

Der preußische Adel und die Städte knüpften daher einen Bund, alle zu stehen für einen Mann wieder jeden Unterdrücker, und sich Recht zu schaffen auf rechtliche Art. Dieses geschahe im Jahre 1440. Danzig zeigte sich dabei am thätigsten. Feste Mauern, Überfluß an Geld, kriegerischer Muth, Übung im Kriege, Zulauf von Söldnern, welchen kein Fürst so reichlichen Sold zahlen konnte, Leichtigkeit, die Kriegsbedürfnisse zur See herbei zu schaffen, und die Einbringung derselben dem Feinde zu verwehren, Verbindung mit der Hansa, und eine eigene ansehnliche Kriegsflotte waren die Ursachen, welche der Stadt Danzig im Bunde den ersten Rang verschafften, und das Volk selbst antrieben, nach Unabhängigkeit zu ringen, da weder Schutz noch Gerechtigkeit von den Rittern zu erwarten war.

Diesen furchtbaren Bund suchte der Orden aufzulösen; aber vergeblich. Ein folgender

weiser Hochmeister, des Ordens Schwäche und Verfall wohl einsehend, erhielt durch Billigung des Bundes sich Ansehen in demselben, und wendete Gefahren auf dem Wege der Güte von sich ab. Nach dessen Tode wollte sein Nachfolger des Bundes Kette gewaltsam zersprengen, und klagte die Preußen beim deutschen Kaiser an. Dieser löste den Bund auf; die Kreuzherren frohlockten, gleich Knaben, die sich hinter den Rücken eines Erwachsenen verbergen, und den andern nun kecklich Hohn sprechen. Die Schwäche, welche sich des Sieges erfreuet, zeigte sich bei den Rittern in drohenden Reden, Ankündigung der Rache, und pöbelhaftem Übermuthe. Da entstand Aufruhr; Land und Städte rissen sich vom Orden los, und unterwarfen sich dem Könige von Pohlen, Kasimir. Das Volk eroberte schnell die Ordensschlösser, und pflanzte auf dieselben das Pannier des Bundes; die Danziger zwangen den Komthur zur Übergabe des Schlosses, und schleiften dasselbe so, daß jetzt nicht die geringste Spur den Ort bezeichnen kann, wo es gestanden hat.

Nicht sogleich entschloss sich Kasimir zur Annahme des angebothenen Landes: weil Krieg die unvermeidliche Folge war; aber am 6ten März 1454 erklärte er die Preußen für seine Unterthanen, gab dem Adel die Rechte des pohlnischen Adels, und verlieh den Städten so ausgedehnte Freiheiten, daß sie sich fast selbst überlassen waren, und sich demnach von der Krone Pohlen geschützt wissen konnten. Sie durften sich Gesetzen unterwerfen, welche ihnen die annehmlichsten schienen, sie durften freien Handel treiben, und ohne Zoll und Abgaben die Landstraßen und Ströme des Reiches befahren. Den Städten Danzig und Thoren wurde das Münzrecht verliehen.

Krieg mit dem Orden war die unausbleibliche Folge dieser Begebenheit. Er brach aus, und wurde dreizehen Jahr lang mit kaum denkbarer Grausamkeit geführt. Losgelassene Raubthiere waren die Krieger. Danzig litt dabei viel, aber es that auch viel. Es liehe dem Könige von Pohlen fortdauernd große Summen zur Fortsetzung des Krieges, schien ganz erschöpft — und brachte neue Summen dar; es schoss den übrigen Städten vor, hielt die

meisten Truppen, bezahlte die größesten Beiträge, hemmte dem Orden die Zufuhr, trotzte durch seinen Gesandten den Lübeckern und Niederländern, erklärte dem Könige von Schweden den Krieg, und machte sich furchtbar zur See durch eine Flotte von drei und dreißig Segeln.

Endlich am 19ten October 1466 würde zu Thoren der Friede geschlossen. Der Hochmeister Ludwig von Eelichshausen kam selbst dahin, nothdürftig bekleidet, und so verarmt, daß er, nach dem Berichte eines damaligen Geschichtschreibers, nicht einmal einen Narren halten konnte. *)

Pohlen erhielt von Preußen den westlichen Theil, welcher nachher pohlnisch Preußen und in neuern Zeiten Westpreußen genannt wurde; in diesem Bezirke lagen Danzig, Thoren, Elbing, Marienburg. Der Orden behielt den übrigen östlichen Theil Preu-

*) Denn bei der Narrenwuth damaliger Zeiten hielt sich sogar mancher Edelmann einen Lustigmacher, der zu den ersten Nothwendigkeiten eines fürstlichen Ansehens gehörte.

ßens, und musste dem Könige von Pohlen als seinem Lehnsherrn huldigen.

Jetzt konnte man den Schaden dieses verheerenden Krieges übersehen. Von 21,000 Dörfern waren noch 3000 übrig; die hingeopferten Bauern konnten nicht gezählt werden. Danzig hatte während jener 13 Jahre 15,000 fremde Krieger besoldet; es zählte noch deren 161 Mann. Außer jenen waren 2000 Danziger Bürger und Bauern umgekommen. Über 700,000 Mark oder 9,800,000 Thaler hatte die Stadt an Kriegsbeiträgen geleistet!!! Danzig blieb bis in die neuern Zeiten unter pohlnischer Herrschaft, mit welcher es selten zufrieden war. Es wuchs immer mehr an Reichthum und Übermuth, suchte immer mehr Freiheiten zu ertrotzen, und wagte verwegenere Schritte zur Selbstmacht. — Die Lehre Luthers hatte in der Stadt viele Anhänger gewonnen; im Jahre 1524 erhob die lutherische Kirche ihr Haupt so mächtig, daß im Volksauflaufe die katholischen Obrigkeiten abgesetzt, lutherische Bürger dazu wieder gewählt, und die Banden des katholischen Kirchenglaubens,

welche die Danziger und Pohlen umfingen, gänzlich zerrissen wurden.

Die neuen Obrigkeiten meldeten diese Veränderung dem damaligen Könige Siegismund, Verzeihung und Bestätigung ihres Verfahrens sich erbittend. Der König schwieg, obgleich er gern gestraft hätte. Denn damals hatte der Hochmeister des deutschen Ritterordens, Markgraf Albrecht von Brandenburg, neue Macht gewonnen; den Kampf mit Pohlen um die verlornen Länder erneuet, Danzig schon ein Mal belagert — und Danzig erwartete nur einen finstern Blick des Königes, um sich dem Hochmeister, der die Reformation begünstigte, unter einem bessern Scheine ergeben zu können.

Allein der Friede kam noch im Jahre 1525 mit dem Hochmeister zu Stande. Albrecht legte das Ordenskleid ab, und erhielt die gegenwärtigen Besitzungen des Ordens als erbliches Herzogthum Preußen von Pohlen zur Lehn.

Siegismund glaubte jetzt, Danzig nicht mehr fürchten zu dürfen; noch in dem nemlichen Jahre ging er dahin, ließ den Aufstand untersuchen, vierzehen der vornehmsten Urhe-

der enthaupten, die übrigen, für schuldig erklärten, des Landes verweisen. Die alte Lehre wurde wieder hergestellt, die entrissenen Kirchen wurden den Katholiken zurückgegeben.

Aber Danzig empörte sich, und konnte seinem Könige so trotzen, daß es drohete, sich von ihm loszureißen, und dem deutschen Kaiser zu unterwerfen. Da schwieg Siegismund, und die Reformation in Danzig fand nur mehr Anhänger. Siegismund starb im Jahre 1548. Sein Sohn und Nachfolger, Siegismund August, handelte seinem Vater entgegengesetzt; die übermüthige Stadt wollte er nicht durch Gewalt zur Demuth, sondern durch Großmuth zur Ergebung bringen. Er ging selbst nach Danzig, wo eine Empörung auszubrechen drohte, wurde gleichgiltig, wie ein angekommener Fremdling aufgenommen, bestätigte aber doch alle Freiheiten der Stadt; und erklärte der Religionspartheien wegen, daß ihm Christen von allerlei Glaubensabweichungen gleich lieb wären, wenn sie sich als treue, gute Bürger des States bewiesen. Danzig versprach unter pohlnischem Schutze ferner zu bleiben.

Nach Siegismund Augusts Tode entstanden Uneinigkeiten über die Wahl eines neuen Königes. Heinrich von Anjou, Bruder des Königs von Frankreich, wurde zwar gewählt und gekrönt; (21. Februar 1574) allein er floh nach Frankreich zurück, als sein Bruder Karl IX. durch seinen Tod ihm die Krone Frankreichs überlassen hatte. Darauf wurde er am 12. Julius 1575 in Pohlen abgesetzt. Man schritt zu einer neuen Wahl, wobei wie gewöhnlich, die größeste Verwirrung entstand. Endlich, nach mancherlei gehobenem Widerspruche, wurde Stephan Battory, Fürst von Siebenbürgen, einer der größesten Fürsten seines Zeitalters, zum Könige ausgerufen, und am ersten Mai 1576 zu Krakau gekrönt. Danzig welches eigene Gesandten zum Reichstage stets abordnete, widersprach allein der Wahl, und verweigerte dem Könige den Gehorsam, mit Verachtung aller Drohungen. Battory war gezwungen, die Stadt zu belagern. Die Bürger wehrten sich tapfer, wagten glückliche Ausfälle, verbrannten das reiche Kloster Oliva, damit sich der Feind nicht in demselben schützen könnte, und würden dem großen Feldherrn

Battory die Eroberung vielleicht unmöglich gemacht haben, wenn nicht deutsche Fürsten einen Vergleich vermittelt hätten. Im Dezember 1577 wurde derselbe abgeschlossen. Danzig unterwarf sich, that Abbitte, und bezahlte 200,000 Gulden zu Erbauung des abgebrannten Klosters. Dafür bestätigte der König die Freiheiten der Stadt, und versicherte den Lutheranern seinen Schutz.

Battory starb; die Pohlen wählten 1587 den Kronprinzen von Schweden, Siegismund, zum Könige. Veranlassung eines langen, verderblichen Krieges. Denn die Schweden machten dem Könige Siegismund die väterliche Krone streitig, weil er eine andere Krone angenommen, derentwegen sich zur katholischen Kirche bekannt, und sich ohne Befragung der Stände vermählt hatte. Sein Oheim, Karl, Herzog von Südermannland, ließ sich dafür zum Könige von Schweden 1599 krönen, und den Kronprinzen sammt dessen Nachkommen von Schwedens Thronbesteigung ausschließen. Siegismund erklärte alsbald den Krieg, welcher mit abwechselndem Glücke bis zum Jahre 1660 fortdauerte. Ein neues Menschengeschlecht,

von andern Königen beherrscht, musste ihn auskämpfen. Ein Waffenstillstand vom Jahre 1629 bis 1655 hatte ihn jedoch unterbrochen. Danzig wurde im Jahre 1626 von den Schweden vergeblich bestürmt, und zeichnete sich besonders im letzten Theile des Krieges durch Treue gegen Pohlen aus; seine Hilfe zur See war bedeutend; es schlug den Angriff der Schweden zurück, und machte sogar den schwedischen Feldmarschall, Grafen Königsmark, bei der Halbinsel Hela zum Gefangenen. Im Jahre 1660 wurde der Friede zu Oliva geschlossen. Der damalige König von Pohlen, Johann Kasimir, 2ter Sohn Siegismunds des 3ten, gab seine Ansprüche auf Schweden auf, dessen König, Karl Gustav, eben gestorben war; die Schweden gaben ihre Eroberungen wieder zurück, und behielten davon nur Liefland.

Die Danziger lieferten ihren Gefangenen, den Grafen Königsmark, der in einem dumpfen Gewölbe der Festung Weichselmünde gesessen hat, nunmehr wieder aus.

Pohlen, einst ausgezeichnet durch die Kraft und Weisheit eines Siegismund und Battory, sank jetzt immer tiefer in der Achtung des Aus-

landes, je höher die Unordnung und der Ungehorsam großer Herren im Innern stieg. Auch einer der folgenden Könige, Johann Sobiesky, war nicht vermögend, als König sein Vaterland zu retten, welches er als Kron-Groß-Feldherr von den Türken befreiet hatte. Er, der edelmüthige Befreier Wiens von einer schimpflichen Eroberung durch die Türken, der uneigennützige Sieger für das Haus Österreich, führte Pohlen dem Verderben entgegen durch ehrgeizige Plane, und verlor die Verehrung seines Volkes im Alter durch ungerechte Schritte und schmutzigen Geiz. Den Übermuth und Partheienhaß der pohlnischen Großen konnte er durch sein gesunkenes Ansehen nicht mehr zurückhalten. Die Reichstage wurden von dem Adel mit dem Säbel in der Faust besucht. Desto mehr konnte sich Danzig heben.

Nach Sobiesky's Tode wurden zwei Fürsten zu Königen gewählt, der französische Prinz Conti und der Kurfürst, Friedrich August von Sachsen. Zwei Partheien standen bei der Wahl gewaffnet einander gegenüber, stärker die französische als sächsische. Aber das sächsische Gold überwog die

französischen Versprechungen, und die Kronarmee war auf der Seite des Kurfürsten. Der Prinz Conti, unterstützt von Frankreichs Macht, wollte seine Wahl mit bewaffneter Hand geltend machen, vertrauend auf die angelobte Unterstützung seiner Anhänger in Pohlen. Er landete am 26sten September 1697 bei Oliva. Allein hier fand er den gehofften Empfang von den pohlnischen Herren nicht, wohl aber den feindlichen Angriff der Danziger, welche ihn nöthigten, zu seinen Schiffen eilig zurückzukehren. Daher entstand das Sprichwort: es soll dir gehen, wie den Franzosen bei Oliva. Am 9ten November ging der Prinz Conti wieder unter Segel, nahm vier befrachtete Kauffahrteischiffe der Danziger mit, und schadete der Stadt dadurch sehr, daß er die Aufhebung ihrer Handelsfreiheit in Frankreich bewirkte.

August behauptete jetzt den Thron, doch nicht lange. Er hatte durch ein Bündniß mit dem Czar von Russland, Peter I., den jungen, feurigen König von Schweden, Karl XII., wider sich aufgebracht. Karln war der Krieg von Russland erklärt worden, und Au-

gust hatte dem Czar 50,000 Mann Hilfstruppen versprochen. Der rasche Schwedenkönig brach im Jahre 1700 mit 20,000 Mann aus Schweden hervor, schlug die Russen, 100,000 Mann stark, bei Narva, im folgenden Jahre die Sachsen bei Riga, und fasste den Entschluss, den König von Pohlen vom Throne zu stoßen.

Dem unaufhaltsam fortbrausenden Helden gelang sein rachsüchtiger Plan. Siege folgten den Siegen. August zog von einem festen Orte zum andern, hielt Reichstage, erlangte von den uneinigen Pohlen nichts, und sahe sich überall von Karl verfolgt. Dieser ließ endlich die Pohlen in Warschau versammeln, den König absetzen, den jungen, edeln Stanislaus Lesizynsky zum Könige ausrufen, trotz des pohlnischen Widerspruches. Augusts bewaffnete Anhänger wurden geschlagen, zerstreut, die unbewaffneten mussten der Nothwendigkeit sich unterwerfen, ihrem Könige entsagen. Danzigs Bürger waren fast unerschütterlich in Treue und Ergebenheit. Das Volk drohete, die Rathsherren in Stücke zu zerreißen, wenn sie dem Könige August

untreu würden. Allein damals überzeugten schon Kanonen, und Karl wusste sie so gut zu stellen, daß die Danziger ihre Gesinnung, wenigstens öffentlich, ändern mussten. Der König August ließ dafür die Danziger Kaufmannsgüter in Sachsen wegnehmen, und die Danziger selbst, welche sich in seinem Lande befanden, gefangen setzen. Als dieser König noch länger seinen Thron zu behaupten strebte, brach Karl in Sachsen ein, und drohete mit Feuer und Schwerte; dadurch erzwang er zu Altranstädt am 24sten September 1706 einen Frieden, nach welchem August der Krone entsagen, und dem Könige Stanislaus zur Thronbesteigung Glück wünschen musste. Allein die Ruhe in Pohlen wurde nicht hergestellt. Der Czar ließ seine Truppen in diesem unglücklichen Lande; bald wollte er die Rechte des Königs August durchfechten, bald eine neue Königswahl treffen lassen. Inzwischen plünderten und verheerten seine wilden Horden; und was ihm selbst anstand, ließ er für sich nehmen. Es entstand eine Verbündung (Konföderation) wider den neuen König, und eine sogenannte Konföderationsar-

mee rückte ins Feld. Karl kam aus Sachsen wieder nach Pohlen, Stanislaus war bei ihm; die Schweden überwältigten die Russen in einer Schlacht, und Karl hatte jetzt nichts geringeres im Sinne, als nach Moskau zu gehen, und den Czar im Herzen seines Landes anzugreifen. Pohlen wurde zu gleicher Zeit von der Pest verheert; in Danzig raffte dieses furchtbare Gift, welches man damals noch wenig zu heilen verstand, gegen 25.000 Menschen hin. Karl drang aus Pohlen nach Russland vor, verlor aber am 28. Junius 1709 die Schlacht bei Pultawa; seine Armee ging zu Grunde; er flohe mit einigen hundert Mann ins türkische Gebieth, und schlug sein Lager nahe an der Festung Bendar auf. August, unterstützt von dem Czar, trat jetzt wieder auf dem Kriegsschauplatze auf, Stanislaus wurde verlassen, erbot sich von selbst zur Niederlegung der Krone, und verließ Pohlen, welches August unter mancherlei Widerwärtigkeiten bis zum Jahre 1733 regierte. Er starb am 1. Februar zu Warschau. Stanislaus wohnte zu der Zeit zu Weißenburg im Elsass, und hatte das

Glück gehabt, daß seine Tochter mit dem Könige Ludwig XV. von Frankreich im Jahre 1725 vermählt worden war. Jetzt suchte er die Krone Pohlens wieder zu erlangen. Sein Anhang in diesem, durch Spaltungen und Einmischung Russlands in Verwirrung gebrachten Lande war groß; er hatte die wichtigste Unterstützung von dem Primas des Reiches, Potocki, (sprich Potozki) und von seinem Schwiegersohne, dem Könige von Frankreich, zu hoffen. Am 9. September 1733, kam er nach Warschau; als Kaufmannsdiener verkleidet, war er durch Deutschland unerkannt gereiset. In der Hauptstadt fand er eine Gegenpartei, welche den Sohn des vorigen Königes, den Kurfürsten Friedrich August den zweiten von Sachsen, zum Könige zu erheben strebte. Russland und Österreich suchten diese Wahl mit den Waffen durchzusetzen. Stanislaus wurde von dem Primas zum Könige ausgerufen, Poniatowsky, der Freund des edeln Stanislaus, zog wider die Gegenparthei zu Felde; doch ein vorgefallenes Gefecht entschied nichts, und die Russen rückten näher. Stanislaus floh nach Danzig, und

Friedrich August wurde zu Kamien am 5. October zum Könige erwählt.

Stanislaus hatte viel Anhänger; er wurde überall als König anerkannt, wo Russen und Sachsen nicht standen. Die Waffen mußten daher entscheiden. Die Russen bemächtigten sich des Landes; aber Danzig blieb dem Könige Stanislaus treu. Die Russen rückten im Jahre 1734 vor Danzig, und fingen im März die Belagerung an. Stanislaus hoffte Unterstützung von seinen Anhängern und Hilfe aus Frankreich. Die Danziger vertheidigten sich aufs heldenmüthigste. Die Stadt wurde heftig beschossen und bestürmt. Auf dem Hagelsberge, einer hohen Schanze vor Danzig, zeigt man noch die russischen Gräber. Mehrere tausend Russen wurden hier von den Danzigern, welche den Sturm abschlugen, getödtet. Doch alles vereinigte sich wider Danzig und den edeln Stanislaus. Ludwig der XV. sendete nur ein kleines Geschwader mit wenig Truppen, welche die Russen gefangen nahmen. Dafür kündigte lieber Frankreich dem deutschen Reiche und dem Hause Österreich, um sich zu rächen, den Krieg an: denn hier konnte es

durch Eroberungen sein Reich vergrößern. Die Anhänger des Stanislaus wurden aber von den Russen an mehrern Orten geschlagen. Da entband Stanislaus die treue Stadt Danzig ihres Eides, und entflohe in der Nacht als Bauer verkleidet auf einem Kahne nach Königsberg. Aus Mitleid gegen sein Vaterland befahl er seinen Anhängern, nicht mehr Bürgerblut zu vergießen, die Waffen niederzulegen und dem Gegenkönige sich zu unterwerfen. Er selbst entsagte der Krone. Im Frieden zu Wien, (October 1735) welcher dem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland ein Ende machte, erhielt er das Herzogthum Lothringen auf Lebenszeit, lebte daselbst in Ruhe, und starb im 86. Jahre seine Alters im Jahre 1766. Die Stadt Danzig ergab sich gleich nach Stanislaus Flucht, und musste zur Strafe, daß sie einem großmüthigen Könige treu geblieben war, eine Million Thaler als Belagerungskosten bezahlen.

Der König August III. starb im Jahre 1763. Pohlen war seinem Untergange durch einreißende Gesetzlosigkeit immer mehr entgegen gegangen. Nur Danzig hatte eine bestimmte

Regierungsform erhalten. Im Jahre 1751 entstanden heftige Streitigkeiten zwischen dem Magistrate und der Bürgerschaft, welche beinahe zum blutigen Aufruhre geführt hätten. Der König ließ durch den Reichskanzler die Sache mühsam untersuchen, und für die Zukunft durch eine deutliche, genaubestimmte Ordnung die Rechte der Stadt, so wie das Verhältniß des Magistrats zur Bürgerschaft auseinander setzen.

Stanislaus August, Graf von Poniatowsky, wurde durch Rußlands Einwirkung, doch nicht mit Zustimmung der ganzen Nation zum Könige gewählt. Rußland hatte fortdauernd Truppen im Königreiche stehen, und schien dasselbe in eine russische Provinz verwandeln zu wollen. Es entstanden unter dem Adel Verbündungen gegen Rußland und den König, welcher von dem Winke der russischen Kaiserin Katharina ganz abhing. Das Land wurde viel Jahre hindurch der Schauplatz der gräuelvollsten Auftritte. Eine Parthei versuchte den König 1770 abzusetzen; als dieses nicht gelang, weil Russen und königlich gesinnte Pohlen Warschau besetzten, wagten

drei Verschworne, den König entweder lebendig oder todt in die Hände der Verbündeten zu liefern. Am 3. November 1771 fuhr der König, von wenigen begleitet, aus einer Gesellschaft ins Schloss zurück. Da wurde er überfallen. Nachdem ein Begleiter getödtet, die andern zerstreuet und verwundet waren, riss man ihn aus dem Wagen, und verwundete ihn mit einem Säbelhieb im Kopfe. Zwischen den Pferden der Frevler wurde er über den Stadtgraben ins Freie geschleppt. Die Russen verfolgten die Verbrecher. Bedrängt und auf Rettung bedacht, wollten diese den König ermorden; doch einer übernahm es, ihn lebendig den Verschwornen zu überliefern. Allein die hohe Beredsamkeit des Königs änderte die Gesinnung des Räubers. Er brachte ihn nach einer nahen Mühle, und hielt selbst Wache bei ihm, bis die königliche Garde ankam, um ihren Herrn nach Warschau zu begleiten.

Unterdess hatten Preußen und Österreich die Grenzen stark besetzt. Die Pest, welche in Pohlen wüthete, diente zum Vorwande. Allein im September 1772 erschienen gedruckte Erklärungen von Russland, Österreich,

Preußen, in denen jedes Reich auf einen Theil von Pohlen Anspruch machte. Ohne Schwertschlag nahmen die drei Mächte die angesprochenen Länder in Besitz. Auf Russlands Theil fiel ein bedeutendes Stück von Litthauen, Österreich nahm Gallizien und Lodomerien, Preußen das sogenannte Pohlnische Preußen in Besitz. Die Städte Danzig und Thoren sollten aber dem pohlnischen State noch angehören; so wollte es Russland, welches dem preußischen State das bedeutende Danzig nicht gönnte.

Hier hebt die Zeit des Sinkens für Danzig an. Friedrich der Große dehnte sein Gebieth bis an die Wälle Danzigs aus, nahm die Vorstädte in Besitz, und bemächtigte sich des Hafens: denn dieser lag nicht auf Danziger Stadtgebiethe. Der Hauptausfluss der Weichsel war nemlich vorlängst versandet. Die Danziger mussten daher schon im 17ten Jahrhunderte den westlichen schwächern Ausfluss des Stromes schiffbar machen, und einen Hafen anlegen. Allein der Boden gehörte dem Kloster Oliva. Die Danziger hatten von diesem Kloster erst Erlaubniss suchen, und für die Be-

willigung einen jährlichen Zinns von einhundert Thalern versprechen müssen. In der Folge betrachteten sich die Danziger als Grundherren des neuen Hafens, und legten eine neue Schanze, unter dem Namen Westerschanze, auf der linken Seite der Weichsel an: weil die Festung Weichselmünde den westlichen Ausfluss des Stromes in den neuen Hafen nicht mehr beschützen konnte. Allein der König von Preußen, Friedrich der Große, erklärte sich zum Herrn des Hafens, weil er auf seinem Gebiethe läge. Das Kloster Oliva hätte wohl den Gebrauch des Weichselarmes den Danzigern gestatten, aber die landesherrliche Oberherrschaft nicht vergeben können.

Danzig sank jetzt tief: der Hafen war ihm genommen, die freien Zugänge waren von allen Seiten gesperrt, der Handel wurde durch drückende Abgaben im Hafen und Zölle auf der Weichsel erschwert, und Elbingen, die königliche Nachbarin Danzigs, erhob sich durch die möglichste Unterstützung des Königes.

Die Pohlen versuchten noch ein Mal, ihren Stat von dem Untergange zu retten; sie gaben ihm eine Haupteinrichtung, welche Dau-

er für die Zukunft bewirken sollte. Allein Russland hinderte die Ausführung der neuen Verfassung durch Bajonette, und Preußen ließ Truppen in das Land rücken, um vorgeblich seine Staten vor dem Gifte der sogenannten pohlnischen Empörer zu schützen. Danzig wurde am 7. März 1793 von einem preußischen Heertheile umlagert. Die Danziger machten zwar Anstalt zur Vertheidigung: denn das Volk hing zu sehr noch, bei allem Unglücke, an dem eiteln Worte: freie Reichsstadt. Allein die Einsichtsvollern fanden es gerathen, sich dem preußischen Zepter zu unterwerfen. Schon am 27. März wurde die Stadt übergeben, zum Glücke derselben: denn nun wurden alle Hindernisse des Handels gehoben, und die Blüthen desselben befördert. Ein Theil Pohlens wurde noch im Jahre 1793 unter die drei Mächte: Russland, Österreich, Preußen getheilt, und im Jahre 1797 erfolgte die völlige Auflösung und letzte Theilung Pohlens.

Danzig, dem preußischen State einverleibt, fing an, sich wieder glücklich, glücklicher als vorher zu fühlen: denn sein Handel fing

an vom neuen zu blühen; es hatte alle die Kosten nicht mehr, welche in vorigen Zeiten von seinem Handelsgewinn gezogen werden mussten. Ausrüstung und Unterhaltung der Kriegsschiffe zu Beschützung der Flagge und kostspielige Bündnisse mit andern Mächten waren nicht mehr nöthig. Erhaltung der Festungswerke und Besoldung der Truppen wurden nicht mehr aus den Mitteln der Stadt bestritten; sie war nicht mehr den Fehden und Neckereien, oder gar wichtigen Beeinträchtigungen der andern Mächte ausgesetzt: denn als Theil eines großen States würde der Stat selbst dadurch angegriffen worden sein; alle seine Rechte fand Danzig bei jeder Gelegenheit vom State geschützt und vertreten.

Die Kaufleute erkannten dankbar diese Wohlthaten des States, und bewiesen ihre Anhänglichkeit und Treue gegen ihren Beherrscher bei jeder Gelegenheit. Nicht so waren die Gesinnungen des gemeinen Mannes. Als am 28. März 1793 die preußischen Truppen einrückten, bemächtigte sich der Pöbel der Kanonen auf den Wällen, und schoss auf die einrückenden. Ein Haufe rohen Gesindels wollte

die Stadt retten vor einer Wohlthat derselben! Doch die angewandten gemäßigten und weisen Mittel brachten den Pöbel bald zur Ruhe, der nun im Verborgenen murrte. Je niedriger der gemeine Mann stand, desto höher schlug er den Verlust des Zustandes an, in welchem er sich das Ansehen eines freien Herrn, eines Mitregierers geben, über Angelegenheiten mitsprechen, sein Mißvergnügen laut äußern, und sich oft dem Rathe furchtbar machen konnte. Die neue Ordnung der Dinge wies ihn streng in seine Grenzen zurück, befahl ihm zu schweigen und zu gehorchen; auf einmal sahe er mit Schrecken, was er war: der leidende, zum Gehorchen angewiesene Theil in der Statsverwaltung. Auch gab es eine Menge Handwerker, die als Söldner der Stadt Danzig gedient hatten. Sie wurden verabschiedet, und mußten zu ihrem Handwerke Zuflucht nehmen, welches ihnen nicht gefiel.

Im ganzen stand der gemeine Mann auf einer niedern Stufe der Bildung, war unruhig, grob und stolz. Der Handel zur See bevölkerte von jeher die Stadt mit Schifferka-

milien, welche Bildung nicht kennen. Die schweren, mit Gefahren täglich verbundenen Arbeiten härten den Körper zum Nachtheile des Geistes ab, so daß er gleichgiltig gegen den reinen, edeln Genuſſ des Lebens wird. Von Jugend auf hat der Schiffer sein Leben auf dem Wasser zugebracht: die rauhe Sprache und die harten Ausdrücke des Schiffsvolks gelernt, in der Folge auf dem Meere, abgesondert von der Menschengesellschaft, mit Wogen und Stürmen gekämpft — wie haben da die feinern Sitten Eingang bei ihm finden können? Tritt er ans Land: so will er ausruhen, und den Genuſſ nachhohlen, den er so lange entbehrt hat. Er taumelt aus einem Trinkhause ins andere, und läſſt sichs nach seiner Art wohl sein. Und für diese Genüſſe hat ein anderer Theil der Danziger wohl gesorgt; häufig stehen hier Buden mit gekochten fetten Speisen; häufig hangen die Schilder der Tabagien vor niedern Hütten und ansehnlichen Häusern. Alle, die von dem Schiffer Gewinn ziehen, bilden sich nach seiner Lebensweise; alle die in den Trinkhäusern erscheinen, stimmen in den Schifferton mit ein. Zu ihm ge-

selle man noch eine große Menge Lastträger, Fischer, Lebensmittelverkäufer, Hökerweiber und Wäscherinnen.

Die Handwerker heben sich eben so wenig durch Bildung: denn nur diejenigen werden gesucht, welche mit Körperstärke zur Arbeit gehen müssen, und große, rohe Massen zu überwältigen haben, als: Ankerschmiede, Grobschmiede, Schiffbauer, Segelmacher, Seiler ꝛc. Letztere werden Reifer genannt, und sind mit den Seilern in andern Städten nicht zu vergleichen. Sie spinnen in langen Bahnen, welche Reiferbahnen heißen, und mit einem Dache überbauet sind, die starken, überraschend langen Taue. Die Beschäftigung aller dieser Menschen, welche die Körperkraft in höchsten Anspruch nimmt, hält sie in einem Zustande der Rohheit zurück. Von Handwerkern, welche mit Kunstsinn und Geschmack die Bedürfnisse des feinern Lebens und Verschönerungsgeräthe darstellen, waren wenig in Danzig anzutreffen. Alles, was der Kunstgeschmack vollendetes, schönes und bequemes hervorbringt, war zwar in der Stadt zu kaufen und in den Zimmern der Vornehmen zu finden, allein viel

davon war aus England, das meiste aus Berlin gebracht: denn der Weg zu Wasser machte es so leicht, alle Bedürfnisse von den Sitzen des Kunstfleißes und des guten Geschmackes herbeizuschaffen. Dem geschickten Künstler war es unmöglich, in Danzig Arbeit zu bekommen, weil er bei der Theurung der Lebensbedürfnisse seine Arbeit nicht so wohlfeil liefern konnte, als sie der Kaufmann zu Schiffe herbeizog.

Alle Lebensbedürfnisse fand ich sehr theuer. Das Geld, welches der Kaufmann so leicht verdiente, verlor durch seine Menge am Werthe. Wer dessen genug besaß, sahe nicht auf billige Preise, und der Arbeitsmann ließ sich seine Arbeit sehr gut bezahlen. Daher kam es, daß dem Danziger die Theurung, über welche der Fremde klagte, gar nicht auffiel. Theurung ist nur nach dem Verhältnisse des Warenpreises zu dem vorhandenen Gelde und dessen Werthe zu beurtheilen. Wir dürfen uns daher nicht irren lassen, wenn wir die Wohlfeilheit früherer Zeiten rühmen hören, als noch eine Henne wenig Pfenninge, ein Hammel wenig Groschen, und ein Ochs noch keinen Thaler galt. Ein Tagelöhner bekam auch nur

wenig Pfenninge, und die Arbeit der Handwerker wurde eben so niedrig bezahlt.

In Danzig rechnet man nach Gulden, von denen vier einen brandenburger Thaler ausmachen. Ein Gulden hat 30 ausgemünzte Groschen. Eine besondere Münze, welche 3 danziger Groschen Werth hat, heißt Düttchen; ein doppeltes Düttchen wird Sechser genannt. Der Fremde kann daher doppelt irren, wenn er Gulden und Sechser mit brandenburger Gulden und Sechsern verwechselt. Die theuren Preise werden durch die großen Zahlen der Gulden demjenigen noch auffallender, der nach Thalern zu rechnen gewohnt ist. Ich kaufte mir Tuch, und musste die Elle mit 22 Gulden bezahlen; ein Bernsteinkorallenhalsband wurde mir 40 Gulden gebothen. Ich erschrak vor der großen Summe.

Als ich am folgenden Morgen nach meiner Ankunft am Fenster stand, sahe ich mehrere ländliche Kaleschwagen vorbei fahren. Sie waren mit Lebensmitteln beladen und auf einer Sitzbank saß neben dem Fuhrmann jedesmal eine Frau in sonderbarem Anzuge; er war halb vornehm, halb bäuerisch. Eine Florhaube mit

Bandschleifen nach alter Form, oder ein neumodischer Hut aus Taffet oder Sammt bedeckten den Kopf. Die Kleider hingegen hatten oft mehr ländlichen Schnitt; die Röcke waren nicht selten mit Bandstreifen besetzt. Eine sogenannte Saloppe aus seidenem Überzuge, schützte bisweilen vor der Kälte; andere Weiber hatten Pelzmäntel, andere Muffe. Das waren die werderschen Bauerweiber, welche zum Markte fuhren. Östlich grenzen an die Stadt fruchtbare Ländereien, welche von der Weichsel durchströmt werden, und durch Dämme vor ihr gesichert sind. Diese Niederungen oder Werder sind in den frühesten Zeiten durch Veranstaltung des deutschen Ritterordens (vom Jahre 1294 an), gegen Überschwemmungen geschützt, und zur Bebauung deutschen und niederländischen Einzöglingen übergeben worden. Die Fruchtbarkeit des Bodens hat die Bebauer bald in Wohlstand versetzt, und eine schwelgerische, aus städtischem Wesen und bäuerischem Flitterwerke zusammengesetzte Lebensart hat von jeher die werderischen Bauern ausgezeichnet. Die Eigenthümer der Güter lassen ihre Wirthschaft durch Aufseher besorgen, und

ihre Frauen vertändeln mit Putzen und Gasterei die meiste Zeit. Ihre Häuser sind mit kostbarem Hausgeräthe wohl versehen, und die Bequemlichkeit findet hier ihre Kissen und Polster. In den neuern Zeiten, als man der Erziehung mehr Aufmerksamkeit widmete, wurde es bei den werderischen Bauern Mode, ihren Söhnen gelehrte Erzieher, und den Töchtern französische Erzieherinnen und auch Musiklehrer zu halten. Wären diese ausgearteten Bauern verständige Landwirthe: so könnten sie ihren Wohlstand sehr erhöhen, da die Fruchtbarkeit des Bodens außerordentlich ist.

Ihre meiste Aufmerksamkeit müssen sie auf die Dämme an der Weichsel richten, von deren Festigkeit und Dauer die Sicherheit des Werders abhangt. Das fruchtbarste Land würde von dem geschwollenen Wasser der Weichsel verwüstet werden, wenn sie im Frühjahre einen Damm durchbräche. Daher führen mehrere Personen im Werder die Aufsicht über die Dämme oder Deiche. Der vornehmste hat den Namen Deichgräf. Untergeordnet sind ihm fünf Deichgeschworne und zwölf Schlickgeschworne, welche die Dämme

untersuchen, und da, wo eine Schwächung zu befürchten ist, der Gefahr vorbauen müssen. Die Dämme ziehen sich längs der Weichsel hin, und haben eine gewaltige Stärke. Auf ihrem Rücken laufen Straßen fort, welche mit Schlagbäumen versehen sind, damit der Damm durch häufiges Fahren nicht leide. Der Schlagbaum wird nur dann geöffnet, wenn die Straßen am Fuße des Dammes nicht mehr befahren werden können.

Ausflug nach Weichselmünde und zum Meere.

Wir waren begierig, das Meer zu sehen. Der Kaufmann, Herr Labes, bat uns, so lange zu warten, bis er Nachricht von vollkommener Ruhe des Meeres haben würde. Er erhielt diese bald, und lud uns am 27. October zu einer Fahrt nach der Mündung der Weichsel, und dann zu einem Lustschiffen ins Meer ein. Von der Stadt fuhren wir ungefähr drei Viertelstunden an dem linken Ufer der Weichsel hin. Auf dem Strome lagen hier und da Schiffe mit zwei auch drei Masten. Mitunter sahe man auch veralterte, gebrechli-

che Kalk- und Holzschiffe von der Halbinsel Hela am Ufer angelegt, und auf ihnen die schmutzige Wirthschaft der Schiffer von Hela, welche oft den ganzen Winter hier wohnen, und auf die dürftigste Art ihr Leben hinbringen. Schiffe, welche leichter und kleiner sind, werden in die Stadt zurückgezogen, und überwintern auf der Motlau.

Der Weg, auf welchem wir fuhren, war chausseeartig von dem Kaufmanne Herrn Broschke angelegt, und zwar aus dem Ballaste, den die Schiffe mitbringen. Der Ballast ist die Erfüllung der Schiffsladung durch werthlose, aber schwerwiegende Dinge: z. B. Steine, Schutt rc., denn das Schiff muss beim Auslaufen seine volle Ladung haben, oder so viel Gewicht in sich fassen, als es nach seiner Bauart tragen soll. Nun ist es aber nicht rathsam, dem Schiffe das volle Gewicht durch Kaufmannsgüter zu geben: denn auf dem Meere tritt oft der Fall ein, daß das Fahrzeug erleichtert werden muss. Hätte man keinen Ballast: so müssten Kaufmannsgüter über Bort geworfen werden. Bisweilen ereignet sichs, daß man sogar an diesen sich vergreifen muss,

wenn der ausgeworfene Ballast das Schiff nicht genug erleichtert. Schiffe, welche von einem Handelsorte bald wieder zurückkehren, können oft nicht Rückfracht zur ganzen Ladung bekommen. Weil im Verzuge ihr Schaden liegen würde, segeln sie oft mit halber oder Viertelsladung ab. Doch so lange müssen sie verziehen, bis Schutt eingekarrt worden ist, der die volle Ladung ausmacht. Bisweilen nimmt man geringfügige, doch brauchbare Dinge zum Ballast, und führt sie auf gutes Glück mit. Bringt man sie glücklich an Ort und Stelle: so kann man sie wohlfeil verkaufen, weil man die Fracht nicht anrechnet.

Wir gelangten an den Flecken Neufahrwasser, oder an eine niedliche Häuserreihe, welche längs dem neuen Fahrwasser hingebauet ist. Unter letztem Namen verstehet man den linken, zum Kanal ausgegrabenen Ausfluss der Weichsel, welcher den Hafen bildet, und auch Westerfahrt genannt wird. Ehe wir deren Anfang, wo sie durch einen Baum gesperrt ist, erreichten, sahen wir die Festung Weichselmünde am jenseitigen Ufer liegen. Wir stiegen aus dem Wagen, setzten uns

in eine bereit liegende Schaluppe, und fuhren über die Weichsel zur Festung. Der Strom ist hier funfzehen Faden oder neunzig Fuß tief. Die Festungsbollwerke reichen bis ans Ufer, und die breiten Graben werden vom Wasser der Weichsel ausgefüllt. Aber die Schanzen haben einen geringen Umfang. Die Hauptschanze bildet ein Viereck. In dem innern Raume stehet ein zirkelrundes Gebäude von zwei Geschoss. Das untere enthält Gewölbe, welche zu Gefängnissen dienen; im obern sind Wohnungen des Kommandanten und der übrigen Offiziere. Dieses Gebäude schließt einen Hofraum ein, in dessen Mitte sich ein starker runder Thurm erhebt. Wir bestiegen den Thurm, und konnten von oben herab die Gegend weit übersehen. Besonders anziehend für uns war die Aussicht auf die Schiffe, welche in der Westerfahrt lagen. Welch ein Wald von Masten, welch ein Gewirr von sich durchkreuzenden Tauen, welch ein Leben auf den Verdecken!

Als Danzig von den Russen belagert wurde, erhielt auch dieser Thurm manchen Stoß von Kanonenkugeln und Bomben, deren Spu-

ren überall noch sichtbar sind. — Im innern Hofe bemerkt man am Erdgeschosse des Hauptgebäudes rings herum Thüren mit Vorsprüngen, welche zu den Gefängnissen führen. Wir sahen das Gefängniss, in welchem der Feldmarschall Graf von Königsmark vom 29. Octbr. 1656 bis zum Mai 1660 aufbewahrt worden ist. Es ist hart gewesen, einen Mann, der im Dienste seines Königes seine Pflicht that, drei und ein halbes Jahr in ein enges Gewölbe einzusperren, welches nur durch ein kleines Fenster Licht erhält. Doch ist das Gefängniss mit einem Ofen versehen. An der weissgrauen Wand sahen wir das in Kupfer gestochene Brustbild des Feldmarschalls aufgehängt, und eine auf Pappe gezogene, darunter befindliche Schrift erzählte, wer dieses Gefängniss merkwürdig gemacht hätte.

Wir wurden vor ein Gefängniss geführt, in welchem ein Seeräuber auf eine schmähliche Art sein Leben beschlossen hat; allein das erste, enge Gewölbe, welches zum Eingange diente, war zum Hühnerstalle eingerichtet worden; wir mussten uns daher begnügen, nur hineinzusehen, und uns vorzustellen, daß ein dunkler,

enger Gang, der im Hintergrunde an der Seite zu bemerken war, zu einem finstern Kämmerchen führte, in welchem der Seeräuber mit rückwärts über das Kreuz geschlossenen Händen gesessen hat. Diese Strafe ist härter, als der Tod gewesen, den man damals den Seeräubern durch den Strang oder das Beil gab. — Schon im vierzehenten Jahrhunderte war die Ostsee von Seeräubern sehr beunruhigt. Folgende Begebenheit war die Veranlassung der Seeräuberei: Die Königin Margaretha von Dännemark, eine der größesten statsklugen und heldenmüthigen Frauen, war von missvergnügten Schweden zur Königin erwählt worden. Der damalige König von Schweden Albrecht, Sohn des Herzoges zu Mecklenburg, hatte den Hass der Nation durch Unbesonnenheit, Grausamkeit und Bedrückungen auf sich geladen, und den Verlust der Krone dadurch herbeigeführt. Margaretha musste zu den Waffen greifen. Albrecht forderte sie selbst zu einer Schlacht auf, und versicherte, er wollte nicht eher den Hut abnehmen, als bis er die Amazonenkönigin gefangen hätte. Doch die Schlacht und seine Freiheit gingen verloren. Er und sein

Sohn Erik wurden gefangen genommen. Da erhoben sich die Herzoge von Meklenburg und Holstein, einige Hansestädte und der deutsche Ritterorden, den gefangenen König zu befreien; und die Stadt Stockholm, die noch nicht in Margarethens Gewalt war, ihm zu erhalten. Stockholm wurde belagert von den Dänen; es wurde vertheidigt von den Deutschen; allein es schien dabei zu Grunde zu gehen: denn es hatte mehr in als vor den Mauern grausame Feinde. Im Jahre 1395 kam ein Vergleich zu Stande, kraft dessen Albrecht der Fesseln entledigt wurde, unter der Bedingung, in Frist von drei Jahren sich mit der Königin auszusöhnen. Geschahe dieses nicht: so waren ihm drei Wege vorgezeichnet: entweder Rückkehr ins Gefängniss, oder Loskaufung mit 60,000 Mark Silbers, oder gänzliche Niederlegung der Krone vor die Füße seiner Gegnerin. Unter den Bürgen dieses Vergleichs trat die Stadt Danzig mit auf. Albrecht entsagte wirklich nach drei Jahren der Krone, und übergab die Stadt Stockholm, weil er sich nicht loskaufen konnte. Aber während jenes Krieges hatte sich eine furchtbare Seeräuber-

macht gebildet. Die Schiffer, welche von den Herzogen von Mecklenburg gebraucht worden waren, um dem belagerten Stockholm Lebensmittel (res vitales) zuzuführen, und sich davon Vitalienbrüder nannten, suchten durch die Verwirrung des Krieges zu gewinnen, verwandelten sich mit Beibehaltung ihres ehrlichen Namens in Seeräuber, und fanden Schutz bei Fürsten, denen Schwächung ihrer gefürchteten Nachbarn, besonders der Dänen, durch die Räuber wünschenswerth war. Selbst der Sohn des vertriebenen Schwedenkönigs, Prinz Erik, trat mit ihnen in Verbindung. Dadurch gewannen die Räuber so viel Macht, daß sie anfangs den Dänen und in der Folge allen Seemächten auf der Ostsee furchtbar wurden. Sie bemächtigten sich der Insel Gothland, und verwandelten die darauf blühende Handelsstadt Wisby in ein Raubnest.

Da erschien endlich des deutschen Ritterordens Macht auf einer Flotte im Jahre 1397 vor der Insel; 4000 Bewaffnete landeten, eroberten Wisby — und die gefangenen Räuber wurden enthauptet. Das Lager der Raubthiere war zerstöret; aber sie selbst waren kei-

neswegeß vertilgt. Viel schwärmten auf der Ostsee umher; ihre Anzahl wuchs, wie ihre Rachbegier, und Fürsten unterstützten ferner das räuberische Gesindel; selbst die Stadt Stralsund öffnete für die Vitalienbrüder den Hafen. Da traten die übrigen Hansestädte zusammen, und rüsteten eine Flotte aus, welcher sie den Namen Friedensschiffe gaben. Die Danziger zeichneten sich dabei besonders durch kluge Anführung und Beharrlichkeit aus. Viele Jahre hindurch, bis in das fünfzehente Jahrhundert, dauerte der hartnäckige Kampf gegen die Vitalienbrüder.

Einige uns begleitende Offiziere machten uns auf einen Gefangenen, einen pohlnischen Edelmann, von Kornatowsky, sehr aufmerksam. Es hieße, sagten sie, daß er seit 36 Jahren kein Wort gesprochen hätte, weil über seinem Dasein in der Festung ein wichtiges Geheimniß ruhete. Wir wurden um so mehr gereizt, denselben zu sehen, und baten den Kommandanten der Festung, den Obersten von Bonhorst, einen ehrwürdigen, ziemlich tauben

Greis, daß er uns zu dem Gefangenen führen ließe.

Der alte Oberst meinte aber, wir würden zu viel Ekel empfinden; denn der Edelmann wäre zu schmutzig. Man könnte ihn nicht eigentlich einen Gefangenen, sondern nur einen Kostgänger unter näherer Aufsicht nennen. Warum er auf der Festung wäre, wüsste man nicht. — Wir gaben jetzt unsern Entschluss um so weniger auf, und ließen uns zu dem seltenen Menschen führen.

Leider! fanden wir die Aussage bestätigt. Der Schmutz und der Gestank in dem Gemache waren unausstehlich. Daran schien aber der Gefangene am wenigsten Schuld zu sein: denn der Artillerielieutenant, unter dessen Aufsicht Kornatowsky stand, hätte auf Reinlichkeit sehen, und frische Luft ins Zimmer bringen können. Doch das ziemlich große Fenster war vom Schmutze und Staube so bedeckt, daß es weder geöffnet, noch als durchsichtiges Mittel betrachtet werden konnte. Die Wände waren von der Feuchtigkeit, welche sie aus der Stubenluft ansogen, ganz durchdrungen, und der durchnässte, mürbe Kalk bröckelte sich überall

los, wie in einer Kloake. Ein schlechtes Bettgestell stand dort. In demselben lag eine graue Matratze, und darüber ein dünnes Federbett, dessen Überzug der Farbe nach vor Schmutz kaum zu unterscheiden war. Es war einst blau und weißgestreift gewesen. Ein elender Tisch zum Aufklappen, der aussahe, als hätte er ein Jahr lang im Hühnerstalle gestanden, war das einzige Stubengeräth, außer dem Bette, welches dem Gefangenen anstatt des Stuhles dienen musste. Dafür war im Hintergrunde neben dem Ofen ein Vorrathsplätzchen unbrauchbarer Dinge angelegt worden. Da lagen eingefallene Fässchen, zerbrochene Spinnräder, alte Weifen, zerschlagene Fenster, und allerlei Trümmer von Holzwerk. Wer über diesen Schmutz anzuklagen war? darüber kann der junge Leser leicht entscheiden. Auf dem Tische stand ein irdener Napf, an dessen Rande die Reste der Mittagsmahlzeit, große Graupen, noch hingen, und ein runder, blecherner Löffel, ekelhaften Aussehens, wie aus dem Kehrighaufen gezogen, lag daneben. Ob der Gefangene auch an dem Schmutze des Löffels Schuld hatte?

Kornatowsky stand an der Wand am Fenster. Sein Anblick erregte Mitleiden. Er war ein Greis, vom Körperbau mittelmäßig, aber breitschulterig. Sein Gesicht war breit und gefängnissbleich, die Augen waren weitgeschnitten, und richteten sich scheu auf die Erde. Er hatte eine etwas überhangende, breitgedrückte Nase, einen schneeweißen Schnurrbart. Die übrigen Barthare waren wie mit der Schere abgeschnitten. Ein grüner Frießrock bekleidete den Körper. Auf dem Kragen, auf den Schultern und vorn auf den Klappen lagen dick übereinander weiße Hare, die dem Haupte entfallen waren, und sich seit Jahren hier aufgesammelt haben mussten. Ein überraschender Anblick. Er erregte Mitleiden bei allen; nur derjenige schien daran gewöhnt, der von der Familie des Unglücklichen monatlich fünf Dukaten Kostgeld erhielt. — Man sahe es dem Greise an, daß er der Menschen ganz entwöhnt war. Er stand schüchtern dort, und schien zu wünschen, daß er sich verbergen könnte. Was aber das Auffallendste war — er konnte sprechen — und in den wenigen Worten, die er schwach hören ließ, lag für uns ein vielsagen-

der Sinn, und eine bittere Klage über die Art, wie er behandelt wurde.

Ein Offizier redete ihn pohlnisch an; er antwortete: ich habe es vergessen!

Einer von uns fragte: wie alt sind Sie, Herr von Kornatowsky? Er antwortete: ich habe es vergessen!

Ein andrer fragte: gefällt es Ihnen hier? die Antwort war: es ist vorbei!

Auf die Frage eines Dritten: sind die Herren von Kornatowsky, welche in der preußischen Armee dienen, Ihre Anverwandten? sprach der Greis die merkwürdigen Worte: ich habe von Gott und Menschen keinen Bericht!

Der alte Mann zitterte heftig; ich fragte ihn, ob es hier kalt für ihn wäre? und er antwortete mir heimlich: so ziemlich!

Der Artillerielieutenant hatte bemerkt, daß wir der Schüssel mit Graupenresten keinen Beifallsblick zugeworfen hatten; er betheuerte daher, daß der Unglückliche von seinem eigenen Tische gespeiset würde. Als wir uns aber über die Kälte im Zimmer laut beschwerten, erwiederte er: es wäre ja noch nicht kalt; er hätte selbst noch nicht eingeheizt! Freilich draußen

im Freien war die Witterung für das Ende des Octobers sehr erträglich; aber in diesem feuchten Gefängnisse fror uns selbst, die wir junge Männer waren. Wir fragten nach, ob dieser Unglückliche gar nicht hinaus an die Luft könne? Es wurde geantwortet, daß er nicht hinaus verlangte. Man ließe die Thür bisweilen offen stehen; er ginge aber nicht hinaus. Die Thür war mithin meistentheils verschlossen. Freilich verlangte der alte Mann nicht mehr hinaus: denn er war der Luft und des Anblickes der Menschenmenge entwöhnt, und zeigte uns in seinem Beispiele, wie abgestumpft und gleichgiltig gegen menschliche Angelegenheiten der Geist durch lange Absonderung von andern werden kann.

Über die Geschichte dieses Gefangenen haben wir in der Festung keinen hinreichenden Aufschluss erhalten können. Als Preußen im Jahre 1793 die Stadt Danzig unter seine Oberherrschaft brachte, fand man den Herrn von Kornatowsky in der Festung in dem Gefängnisse, in welchem wir ihn sahen. Alle Nachrichten über ihn mangelten. Er hieß ein in enge Verwahrung gebrachter Kostgänger.

Die Familie, welche in Pohlen Güter hatte, entrichtete für ihn das Kostgeld. Der Oberst von Bonhorst erhielt ihn von seinem Vorgänger, dem Kommandanten von Jürgas, unter dem Namen: Kostgänger auf der Festung! Man erzählt, Kornatowsky hätte ein Jude werden wollen; seine reiche, ausgebreitete Familie wäre diesem Schimpfe zuvorgekommen, und hätte ihn den Danzigern zur Verwahrung übergeben. Es lässt sich denken, daß Kornatowsky ein Anstoß in seiner Familie gewesen, und desswegen der menschlichen Gesellschaft entzogen worden ist. So verschwand in frühern Zeiten manches Familienglied, und musste in Gefängnissen und Klöstern sein Leben beschließen.

Der damalige Erzieher des Kronprinzen von Preußen, jetziger Geheimerath Delbrück, gab sich alle Mühe, etwas Gewisses über den Gefangenen zu erfahren, und fragte desshalb schriftlich bei dem Gouvernement zu Danzig an, allein er bekam keine befriedigende Antwort. In Danzig selbst wussten wenig Menschen von diesem Manne. Es scheint von der Familie alles im Geheim mit dem Rathe zu

Danzig abgehandelt und jede Nachricht unterdrückt worden zu sein. Damals war alles, wie er selbst sagte, mit ihm vorbei. Der menschlichen Gesellschaft konnte er nicht wieder zurückgegeben werden; aber die letzten Tage seines Lebens hätten ihm doch freundlicher gemacht werden können!

Von Weichselmünde fuhren wir auf der Schaluppe die Weichsel entlang, bis wir an den Baum kamen, welcher vor dem westlichen Arme oder Neufahrwasser vorgezogen ist. Von hier setzten wir unsere Wasserfahrt unter neuen, überraschenden Ansichten fort. Zu beiden Seiten lagen dicht gedrängt an einander Schiffe, zwischen denen wir durchruderten. Die hohen Bäuche der Schiffe bogen sich oft über uns hin, und wir schaueten hinauf zu dem Borde, von dem das jubelnde Schiffsvolk, Hurrah! rufend, und die Hüte schwenkend, auf uns herab sahe. Die unzählbaren Taue durchkreuzten sich in der Luftferne, und der Wald von Masten strebte empor zur Luft, und von oben weheten die bunten Wimpel, welche zur Ehre der preußischen Prinzen aufgezogen worden waren. Es weheten die Wappen Englands,

Dänemarks, Schwedens, Preußens, Hollands und Mecklenburgs. Und jedes Schiff kündigte durch eigenthümliche Bauart das Land an, welchem es zugehörte. Unter allen zeichneten sich die holländischen durch Rundung, Nettigkeit und Farbenglanz, die dänischen durch Länge und Schmutz aus. Die Holländer treiben oft die Verzierungen an ihren Schiffen zu weit, so daß Verzerrungen entstehen. Die Schiffe der Städte Danzig und Elbing waren am geschmackvollsten gebauet, und wichen fast den holländischen an Reinlichkeit nicht. Die englischen Schiffe grüßten besonders durch ein gewaltiges Hurrah! Die Hüte und Mützen wurden geschwenkt, und flogen durch die Luft.

Das Ganze machte einen großen, erhebenden Eindruck auf mich, und ließ mich den Menschen entzückt betrachten in seiner immer steigenden Kraft. In der Kindheit des Menschengeschlechtes hatte der erste viel unternommen, als er auf einem Baumstamme zu schwimmen wagte; der Verstand desjenigen, der den Baumstamm aushöhlte, glänzte damals gewiß weit mehr vor, als bei uns der Verstand desjenigen hervorleuchten würde, der das Tief-

ste des menschlichen Geistes ergründete. — Und von diesem hohlen Baumstamme bis zu einem Heere wohlausgerüsteter Kaufmannsschiffe, bis zu der mächtigen Kriegsflotte — welch ein Schritt der Zeit! — welch ein Schritt des menschlichen Geistes!

Wenn ich die einzelnen Schiffe betrachtete, hatte ich ein unangenehmes Gefühl: denn ich hatte sie mir größer vorgestellt, als sie mir jetzt vorkamen; allein ich wurde bald geheilt, als wir ein Schiff bestiegen. Der weite Raum, den ich auf dem Verdecke durchschreiten musste, um hinunterzusteigen in den ersten Boden, und dann in den zweiten, in Räume, welche Kirchböden an Länge glichen, die Menschenmenge, welche sich in dem Schiffe verbreitete und doch nicht den Raum verengte, die Fässer und Kisten, welche hier so unbedeutend erschienen, machten, daß ich über die Größe eines Schiffes staunte.

Ungeachtet der vielen Modelle und Zeichnungen von Schiffen, die ich von jeher gesehen hatte, war mir doch kein deutlicher Eindruck geblieben: denn nur das Wirkliche kann sich in der Vorstellung vollkommen befestigen,

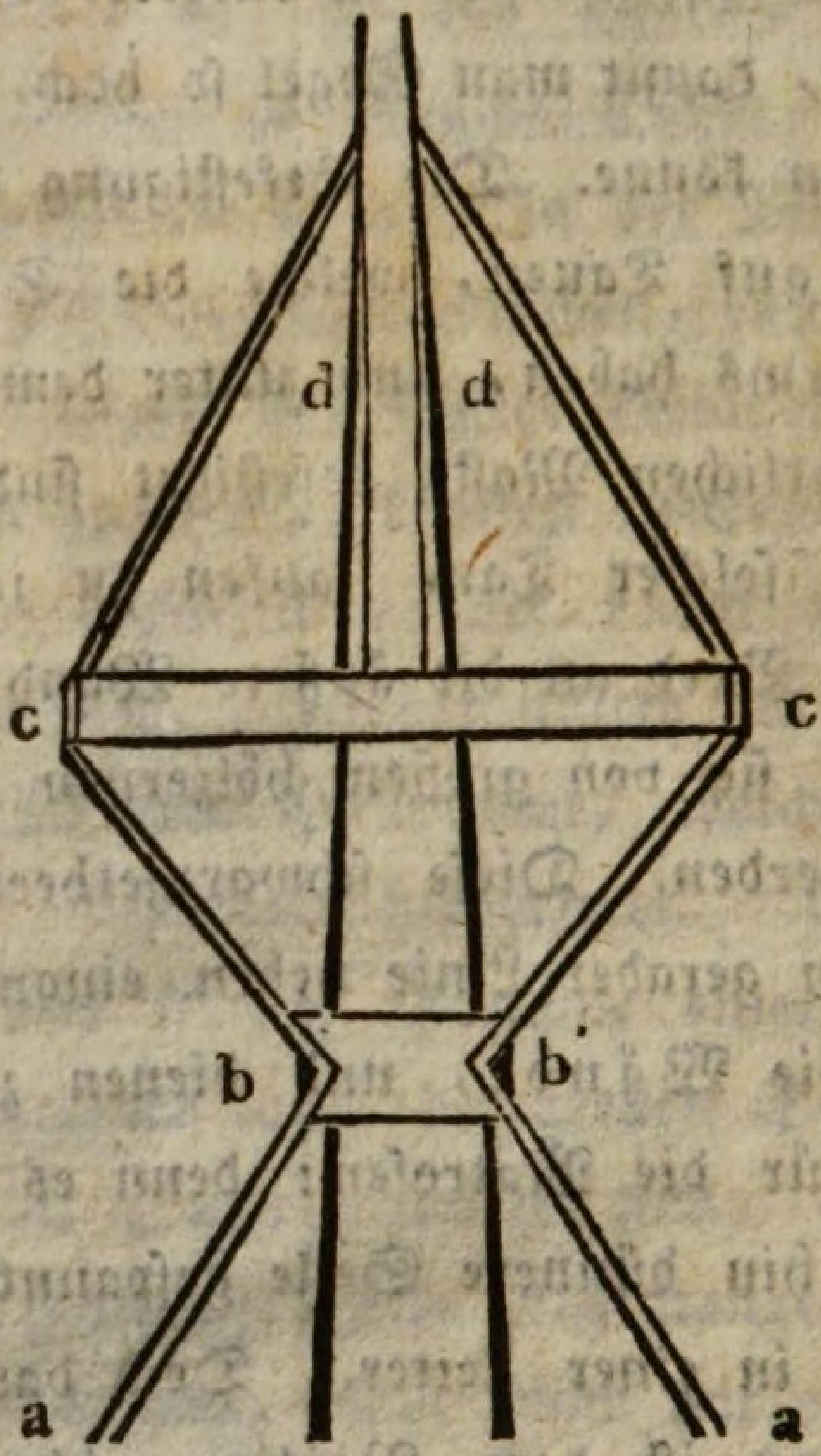
und das Auge allein kann nicht genugsam einen Gegenstand für die Erinnerung fesseln; auch andere Erfahrungen müssen uns dabei unterstützen. Das Durchschreiten der weiten Räume, das Zählen der Schritte, das Emporheben der Hände zur Decke, der Hall der Stimme, das Gefühl beim Gehen auf schräger oder gekrümmter Fläche, die Bangigkeit, mit der man dem Matrosen nachsieht, der den Mastkorb ersteigt, die Ängstlichkeit, mit der man vom Rande des Schiffes hinabsieht in die Fluthen, das alles befestiget die Vorstellung immer mehr und die Erinnerung, daß man sich körperlich da befunden habe, macht das Bild in der Seele deutlicher. Ich will die Versinnlichung eines Kauffahrer-Schiffes hier versuchen.

Wer nur einen Kahn gesehen hat, kann sich auch das Äußere eines Schiffes leicht vorstellen. Man denke sich diesen Kahn viel tausend Mal vergrößert, vorn mehr abgerundet, hinten schräg nach dem Wasser zu abgeschnitten, und die Seiten bauchig, so daß der Bauch sich über das Wasser hinwölbt, und un-

ter dem Wasser zu einer scharfen Kante (dem Kiele) zusammenläuft, welche sich durch die Mitte des ganzen Schiffes der Länge nach erstreckt. Will man das Schiff ersteigen: so muss man eine von oben ausgehängte Leiter aus Holz erklimmen. Da sie an dem Bauche des Schiffes herabliegt: so hat sie die entgegengesetzt schräge Richtung der gewöhnlich angelegten Leitern, ihr oberer Theil hängt über. Ein Tau zum Anhalten ist über die Leiter gelegt. Zum Einladen der Güter wird vom Lande eine Brücke aus starken Bretern bis zum Schiffe geführt. Für uns war zum Einsteigen eine bequeme Treppe mit Geländer vom Lande angelegt. Hat man die Leiter erstiegen: so tritt man auf eine wohlgedielte Decke des Schiffes, welche das Verdeck heißt. Sie ist das flache Dach dieses merkwürdigen Magazines. Gegen die Mitte des Schiffes erhebet sie sich sanft, damit das Wasser ablaufen könne; nach dem Vorder- und Hintertheile ziehet sie sich merklich höher. Der starke Rand oder Bord des Schiffes raget fast zur halben Mannshöhe über dem Verdecke

hervor, und hat da, wo das Verdeck an ihn reicht, von Raum zu Raume Löcher, damit das Wasser ablaufen kann. In der Mitte des Schiffes ist der Bord unterbrochen, damit man das Schiff besteigen und Güter einladen kann. Diese breiten Einschnitte können entweder durch ein Geländer ausgefüllt, oder durch Klappen verschlossen werden. In der Mitte des Schiffes erhebet sich der Hauptmast, welcher aus dem Boden desselben hervortritt. Er bestehet aus dem starken Stamme einer hohen Tanne, und dienet dazu, die großen Stangen, an welchen die Segel befestiget sind, hoch in der Luft zu halten. Diese Segelstangen werden Raaen genannt. Der Mast hat oben einen Aufsatz, welcher die lange Stange heißt. Da wo dieser neue Stamm mit dem Maste verbunden ist, umgiebt ihn eine breite starke Scheibe, auf welcher man umhergehen kann. Sie heißt der Mastkorb, und dient zur Befestigung des obern Aufsatzes durch Taue, zu Beobachtungen von der Höhe, und zum Standpunkt für den Matrosen, der die obern Segel stellt. Über der langen Stange ist bei

großen Schiffen noch ein kürzerer Stamm aufgerichtet, damit man Segel so hoch als möglich anbringen könne. Die Befestigung des Mastes beruhet auf Tauen, welche die Stärke eines Mannsarms haben, und unter dem Mastkorbe am eigentlichen Maste befestiget sind. Sieben bis acht solcher Taue laufen zu jeder Seite über den Bord an die äußere Wand des Schiffes, wo sie von großen hölzernen Klöben gehalten werden. Diese schwarzgetheerten Taue, welche in gerader Linie neben einander liegen, heißen die Wände, und dienen zugleich als Leitern für die Matrosen: denn es sind queer über sie hin dünnere Seile gespannt, wie die Sprossen in einer Leiter. Doch das Ersteigen der Leitern ist dem Neuling nichts leichtes: denn da, wo die Taue am Maste verschlungen sind, ziehen sich ihre Fortsetzungen schwach über den Kopf in die Höhe, legen sich um die Scheibe des Mastkorbes, und sind dann an die Spitze des Aufsatzes befestiget, damit dieser nach beiden Seiten gespannt ist. Der Gang der Taue kann durch folgende Linien deutlich gemacht werden.



Die Wände a sind bei b am Maste befestiget, und ziehen sich von da nach dem Rande der Scheibe c und wieder gegen den Mast nach d. Der Matrose muss daher von b nach c so steigen, daß sein Schwerpunkt außerhalb seines Körpers liegt, wie bei demjenigen, der rückwärts niederfällt. In meiner Jugend bin ich zwar öfter an Leitern auf der den Mauern zugekehrten Seite auf und abgestiegen; aber

auf den Mastkorb zu steigen, möchte ich nicht wagen: denn nicht allein die Höhe sondern auch das Herabsteigen machen die Sache gefährlicher. Will man von der Scheibe hinabklimmen: so muss man sich mit halben Körper auf den Mastkorb legen, und die frei in der Luft schwebende Unterhälfte hinüber nach den Querleinen der Taue biegen, um diese mit den Füßen zu fassen. — Nach vorn und hinten sind die Masten durch andere Taue angezogen, welche Stagen heißen, an der Höhe des Mastes angeschlungen, und in sehr schräger Richtung in der Länge des Schiffes an festen Punkten befestiget sind. Von ihrer Mitte gehet auf jeder Seite ein Seil zum Borde des Schiffes herab, wodurch der Stag besser gespannt werden kann, indem er von der geraden Linie abgezogen wird, und einen stumpfen Winkel bilden muss.

Die Segel werden durch angebrachte Kloben mit ihren Raaen an den Mastbäumen durch Taue (Reep) in die Höhe gezogen, und in derselben erhalten. Andere Seile (Brassen), an den Enden des Raes angebracht, geben dem Segel die nöthige Richtung, andere (Schoo-

ten), an den untern Saum der Segel geschlungen, dienen zum Stellen derselben. Die großen Segel werden nicht niedergelassen; sollen sie eingezogen werden, so ziehet man sie gleich Vorhängen in die Höhe zu ihrem Raa; die kleinern läſſt man mit dem Raa herab.

Nach dem Vordertheile des Schiffes stehet der Fockmast, der kleiner als der Hauptmast ist. Vorn über die Spitze des Schiffes hinaus liegt in schräger Richtung ein Mast, welcher der Boegspriet genannt wird. Er ragt weit ins Meer hinaus, und an seiner Spitze ist ein Fortsatz senkrecht aufgerichtet. An diesen Boegspriet werden dreieckige Segel befestiget, welche besonders zum Wenden und zum Auffangen der Seitenwinde dienen. Die Matrosen müssen auf ihm hinausrutschen, um die Segel zu stellen. Weil aber das Abfallen so leicht und doch so gefährlich ist: so findet man oft ein Netz unter dem Boegspriet vom Schiffe bis zu seiner Spitze ausgespannt, welches den fallenden Matrosen auffängt.

Nach dem Hintertheile des Schiffes zu stehet der dritte Mast, der den Namen Be-

saanmast führt, und kleiner als der Fock-mast ist.

Alles Tau- und Segelwerk am Schiffe heißt die Takelage (französisch ausgesprochen). Wenn das Schiff in einem Hafen überwintert, wird das Takelwerk, mit Ausnahme der Taue, welche die Masten halten, abgenommen, und an einem geschützten Orte, gewöhnlich im Innern des Schiffes selbst, aufbewahrt. Dieses Geschäft nennt man ein Schiff abtakeln. Im Frühjahr wird es dann wieder ausgerüstet und segelfertig gemacht.

Wenn man auf dem Verdecke des Schiffes die Oberfläche übersiehet: so bemerket man, daß das Hintertheil sich höher erhebt als das Vordertheil. Ungefähr vor Anfange des vierten Theils vom Schiffe nach hinten siehet man eine überbauete Thür, wie einen Verschlag, oder einen nach der Straße gebauten Kellerhals. Durch diese Thür steiget man eine Wendeltreppe von ungefähr 16 Stufen hinunter in den Schiffsraum, welchen man sich als einen großen, eben gedielten Boden denken muss. Hat das Schiff nur einen solchen Boden, so heißt es ein Eindecker, befindet sich aber

ein zweiter Boden unter dem ersten, so heißt es Zweidecker. Dreidecker sind nur die Kriegsschiffe, welche in der Linie gehen. Um die Waren in diese Boden zu bringen, sind viereckige Öffnungen durch die Decken geschnitten, welche mit Klappen verschlossen werden können. Wenn man durch diese Öffnungen hinunter bis auf den Boden des Schiffes siehet, muss man über die Tiefe desselben erstaunen. Die Schiffsboden sind so hoch, daß der größeste Mann kaum an die Decke reichen kann.

Da wo die Wendeltreppe hinunterführt, ist eine Scheidewand queer durch den Raum gezogen, so daß das hintere Viertel von dem Boden abgeschnitten ist. In diesem Viertel ist die Kajüte oder die Wohnung für den Kapitain angebracht. Ehe man aber zu der Kajüte kommt, befindet man sich in einem Vorgemache von ungefähr fünf Fuß Länge, in dem man Verschläge zur Aufbewahrung mancher Geräthschaften, die Küche und, der Treppe nahe gegenüber, übereinander gebauete schmale Buchten zu Schlafstellen der Matrosen siehet. Tritt man in die Kajüte: so findet man ein

geräumiges Zimmer, das nach den Vermögens-umständen und dem Geschmacke des Schiffseigenthümers verschieden verziert ist. Man würde hier kaum bemerken, daß man auf dem Schiffe sich befände; wenn sich nicht der Fußboden etwas schräg gegen die Fensterseite in die Höhe zöge, und diese, in andern Zimmern ungewöhnliche Erscheinung soll bei den meisten mehr Schwindel erregen, als das Schwanken des Schiffes. — Die Fensterseite liegt schräg hinaus nach dem Meere, und diese Lage haben auch die Fenster, welche aus Glasscheiben bestehen. Doch in der Mitte befindet sich ein breiter senkrechter Pfeiler. Er ist inwendig hohl, durch ihn streckt sich das Steuerruder vom obern Verdecke hinunter in das Wasser. An dieser Wand ist eine breite Bank, etwas gekrümmt, die ganze Länge hingeführt; sie dient zugleich als verschlossener Kasten. Vor ihr stehet eine lange, an dem Fußboden angeschraubte Tafel. Neben dieser ist der Ofen durch Schrauben an dem Fußboden befestiget. In den beiden Seitenwänden ist eine Thür neben der andern. Sie führen zu kleinen Abtheilungen, deren Rückwand die Schiffsseite ist,

und haben daher oben mehr Weite als unten. Der Kapitain bedient sich dieser Kämmerchen zur Aufbewahrung seines Eigenthums und seiner Vorräthe. Die Vorwand hat zwei Thüren; durch die eine sind wir aus dem kleinen Vorgemache in die Kajüte gekommen; die andere, am entgegengesetzten Ende der Wand, führet wieder hinaus in das Vorgemach; doch hier ist durch eine Scheidewand eine kleine Kammer entstanden, in welcher der Kapitän schläft. Im Schiffe des Herrn Labes war die Kajüte mit meergrüner Firnißfarbe angestrichen, und mit Vergoldungen verziert. Der Ofen war englische, geschmackvolle Arbeit, aus starkem, mit Bronzen verziertem Eisenbleche; feine Kattunvorhänge waren wolkenartig vor die vier Fenster gezogen, und an dem mittlern Pfeiler, durch dessen Höhle das Steuerruder läuft, war ein großer Spiegel mit messingenen Knöpfen befestiget. In der Vorwand, war zwischen den beiden Eingangsthüren ein Schrank mit Glasthüren befindlich. Er diente zur Aufbewahrung der Tassen, Gläser, Flaschen, Kannen, Löffel, Messer, Teller und aller nöthigen Geräthschaften zum Speisen und Trinken. In

die Fachbreter waren verschiedene Löcher geschnitten, in welche jedes einzelne Stück dieser Geräthschaften passte, und dadurch, hangend, vor dem Nachtheil, den das Schwanken des Schiffes bringen könnte, gesichert wurde. In der Decke der Kajüte ist ein großes viereckiges Loch befindlich, welches auf dem obern Verdecke mit einem Rande eingefasst ist, und da mit seinem Deckel verschlossen werden kann. Diese Öffnung ist das Fenster, wenn das Schiff sich im Meere befindet: denn dann sind die Glasfenster ausgenommen und die Fensteröffnungen wohl verstopft. Warum dieses geschieht, ist leicht einzusehen. Auch dienet jene Öffnung in der Decke dem Steuermanne, um dem Kapitän zuzurufen. Auf dem Verdecke über der Kajüte befindet sich der starke Hebel des Steuerruders, und im Fortsatze des schrankähnlichen Verschlages über der Treppe ist das Lager des Steuermannes nebst einem Behältnisse für den Kompaß und die Laterne, welche denselben in der Nacht beleuchtet, angebracht.

Am Vordertheile des Schiffes hat das Verdeck eine kleine Erhöhung. Unter derselben befinden sich Lager für einen Theil der Ma-

trosen; auf derselben lagen die Anker und die in Bogen gewundenen Ankertaue, welche Kabeltaue heißen. Sie haben eine ungeheuere Dicke; die Länge des größesten Kabeltaues übersteigt 500 Fuß. Eine Winde dient zum Aufwinden dieser Taue.

Das Hintertheil des Schiffes ist von außen so gearbeitet, als ob es schräg nach dem Wasser zu abgeschnitten wäre. Man nennt diese Fläche den Spiegel. Hier werden die meisten Verzierungen angebracht. Der Name des Schiffes ist hier nicht allein durch Buchstaben, sondern auch durch ein Bild ausgedruckt, wenn das letzte möglich gewesen ist. Bisweilen findet man sonderbare drollige Namen. So hieß ein Schiff: Wat segt man nich! (was sagt man nicht!), ein anderes: Plus und Minus! ein drittes: Spekulation! ein viertes: Marsch!

Der Schiffskapitain bereitete uns in dem Ofen der Kajüte einen Trank zum Frühstücke, aus Porter, Rum und Eiern. Die Engländer lieben dieses Warmbier sehr, und den Seefahrern mag es auch sehr zuträglich sein, doch für

diejenigen, die auf dem festen Lande den Kopf oben behalten sollen, ist es zu stark.

Wir rüsteten uns bald zur Abfahrt ins Meer. Die Schaluppe brachte uns zu einem Boote, das mit Segeln versehen war, und am Anfange des Molo lag. Der Molo ist ein breiter Steindamm, der zu beiden Seiten ins Meer gehet, den Strom der Weichsel im Meere fortsetzt, und den Hafen schützt. Wir sahen zwei Schiffe ankommen und einen Amerikafahrer mit dreißig wirklichen Kanonen am Molo vor Anker liegen. Die Kauffahrerschiffe haben gewöhnlich keine Kanonen zur Vertheidigung bei sich. Sie führen nur eine einzige, um Zeichen zu geben und Nothschüsse thun zu können. Doch siehet man nicht selten Schiffe, an welchen die Mündungen von einer gewissen Anzahl Kanonen die Länge des Bordes hin entweder aus Holz gearbeitet oder auch nur angemalt sind. Die Anzahl dieser Scheinkanonen soll nur bestimmen, wie viel Ladung das Schiff einnehmen kann: da man bei Kriegsschiffen die Größe und Tragkraft derselben nach Kanonen bestimmt. Ein Linienschiff vom ersten Range hat bis 100 Kanonen, äußerst selten

kommen solche, die unter 60 haben, in die Linie.

Rechts hinüber am Strande der Westerplate sahen wir ein gestrandetes Schiff. Der Sturm hatte dasselbe auf den Sand getrieben; es lag schief, so daß nur der eine Bord, welcher dem Meere zugekehrt war, aus dem Wasser hervorragte. Die drei leeren, schwarzen Mastbäume desselben gaben einen traurigen Anblick. Das Takelwerk war gerettet werden. Es geschieht nicht selten, daß Schiffe in der Ostsee auf den Strand getrieben werden: denn dieses Meer, welches weder Ebbe noch Fluth hat, ist durch Stürme, besonders gegen den Winter und im Winter selbst, sehr gefährlich. Wirft der Wind das Schiff gegen den Strand, so wird es von dem Sande so fest gehalten, daß selbst der wüthendste Sturm und die höchste Kraft der Wellen dasselbe nicht bewegen können. Man hat zwar Zurüstungen erfunden, durch welche es möglich wird, ein gestrandetes Schiff dem Sande zu entreißen; aber der Kostenaufwand ist gegen den Gewinn zu groß; das Schiff müsste denn

mit zu kostbaren, vom Wasser nicht leidenden Gütern beladen sein.

Wir bestiegen das Boot, und stachen ins Meer. Welch ein neues Gefühl! Hinauszublicken in eine ungeheuere Ebene, wo die Wolken am Gesichtskreise mit dem Meere grenzen. Es war uns allen so feierlich, auf der Oberfläche eines so mächtigen, erhabenen Naturwerkes dahinzuschwimmen. Muss nicht der, welcher auf dem gefahrvollen Meere schifft, abgeschnitten von aller fremden Hilfe, nur umgeben von Luft und Wasser, den Gedanken an den allgegenwärtigen Gott mit kindlicher Ergebung festhalten, und ausrufen: Vater, mich hält deine Allmacht!? — Das Wasser wurde fühlbar schwerer: denn das Boot ging höher; es konnte nicht so tief einsenken, wie in dem leichtern Wasser des Weichselstromes. Die Ruder schwiegen; wir alle schwiegen; die Segel schwollen auf, unsere Brust füllte sich; das Boot schwankte kämpfender, der Wellenschlag wurde härter und kräftiger. Das Wasser des Meeres war schön grün, matt ins Blaue fallend, ganz so, wie die Farbe, welche wir meergrün nennen. Die Wellen waren nicht

groß: denn die See ging nicht hoch; aber sie verriethen ihre Kraft durch die Säumung von weißem Schaume, welcher schnell entstand, wo sie sich brachen. Ich schöpfte mit hohler Hand einen Trunk des Meerwassers; es schmeckte wie eine schwache Auflösung von Glaubersalz.

Vor uns war die Rhede, oder der bequeme Platz auf der Höhe des Meeres, wo die schwerbeladenen Schiffe vor Anker liegen, und, wenn sie in den Hafen einlaufen wollen, einen Theil ihrer Ladung vorausschicken, oder wenn sie erst auslaufen, ihre volle Ladung hier einnehmen. Ein Fahrzeug, welches die Waaren jenen Schiffen zuführt, oder sie ihnen abnimmt, wird Bording genannt.

Sieben Schiffe lagen auf der Rhede, völlig ausgerüstet; einige nahmen noch ihre volle Ladung ein. Wir hatten ungefähr eine halbe Meile zu ihnen zu fahren.

Links zur Seite war uns die Aussicht nach der Halbinsel Hela durch das heitere Wetter vergönnt. Hela ist eine, zum danziger Stadtgebiethe gehörige, schmale Erdzunge, welche sich von Abend nach Morgen gekrümmt ins Meer zieht. Das Meer bildet daher zwi-

schen Danzig und Hela einen tiefen Busen, welcher das Putziger Wiek genannt wird. Die Linie über das Meer nach Hela beträgt fünf Meilen, der Bogen zu Lande vierzehen. Schon in den ältesten Zeiten war diese, aus Sand angehäufte Erdzunge bewohnt. Die alte Stadt Hela brannte im Jahre 1572 ganz ab, und wurde an einem andern Orte näher der Landspitze wieder aufgebauet. In der Kirchmauer findet man einen Stein eingemauert, in welchen die Jahrzahl 1142 eingehauen ist. Dieser Stein beweiset zwar nicht klar, daß zu jener Zeit schon eine Kirche auf Hela erbauet gewesen ist; aber man kann wohl annehmen, daß bei Erbauung der neuen Kirche dieser Stein aus dem Schutte der abgebrannten zum Andenken an das Alter derselben hervorgezogen worden sei. Im Jahre 1705 sahe der Verfasser des Buchs: das evangelische Danzig, noch die Trümmer der alten Kirche und den Thurm, der zum Theile noch stand. Schon den Griechen soll Hela bekannt gewesen sein. Die Einwohner dieser kleinen, aus einer Straße bestehenden Stadt sind Schiffer und Fischer, und machen ein ganz eigenes Völk-

chen aus, das in Sitten und Lebensart von den Nachbarn abweicht. Fische sind ihre Hauptnahrung und alles, was um sie lebt, muss Fische verzehren. Gänse und Schweine werden mit Fischen gemästet, wodurch ihr Fleisch einen widrigen Thrangeschmack bekommt. Die Helaer selbst riechen nach Thrane. Gartenbau vernachlässigen sie, Feldbau treiben sie gar nicht; der Boden ist auch zu undankbar; dankbarer ist das Meer. Am Strande halten sich wohlschmeckende, kleine Fische auf, welche frisch, gesalzen oder geräuchert nach Danzig gebracht werden. Die beliebtesten sind die Pomucheln, Flundere und Häringe. Einen andern Gewinn liefert das gütige Meer, wenn es die Güter von gestrandeten Schiffen auswirft. Man bat fast bis zur neuesten Zeit in der Kirche auf der Kanzel um einen gesegneten Strand. In diesem Gebethe lag nun wohl eigentlich nicht die Bitte, daß Gott möge recht viele Schiffe stranden lassen, sondern nur der Wunsch, daß die Güter von Schiffen, die nun einmal ihrem Unglücke nicht hätten entgehen können, am Strande von Hela möchten ausgeworfen werden.

Die Helaer lieben Freiheit über alles. Als die preußische Regierung die Accise in ihrem Städtchen einführen wollte, wurden die Accisebedienten entweder fortgeprügelt, oder todtgeschlagen. Wenn junge Leute zum Kriegsdienste ausgehoben werden sollten, war die Stadt von Dienstfähigen Männern leer. Diese hielten sich so lange in der Ostsee auf, bis die Gefahr vorüber war. Mit dem Wasser sind sie ganz vertraut, und leben die meiste Zeit auf demselben. Nach Danzig bringen sie in erbärmlichen Fahrzeugen (Schuten) Kalksteine und Holz oder Fische. Ja, mit diesen zerbrechlichen Schuten wagen sie sich hinüber nach Schweden, und verschiffen von dort mancherlei Bedürfnisse auf eigene Gefahr.

Wir kehrten auf der Rhede in einem großen Bogen um, ohne recht zu begreifen, wohin der Weg uns führte; daher waren wir überrascht, als Danzig wieder vor unserm Blicke lag. Es schien uns, als käme uns die Gegend, die wir verlassen hatten, auf geradem Wege wieder entgegen. Die Tiefe von der Rhede gegen den Molo war gewöhnlich 10 Faden oder 60 Fuß. Hier und da sahen wir

wilde Enten nahe dem Boote schwimmen, und oft sehr lange untertauchen. Seemöven flogen scharenweis über uns weg, und ließen sich auf den Sandbänken nieder.

Auf unserm Boote befanden sich neun Lotsen; der Oberlotsen regierte das Steuerruder, und gab den Befehl in der uns unverständlichen Schiffersprache. Die Lotsen sind Steuermänner, welche die genaueste Kenntniß von dem Hafen haben. Sie gehen dem Schiffe, welches einlaufen will, auf einem Boote entgegen, und führen dasselbe in den Hafen. Ein Schiff, welches ohne Lotsen einläuft, und im Hafen verunglückt, erhält keinen Schadenersatz von der Assekuranz. *) Sobald der

*) Assekuranz heißt im allgemeinen eine Versicherung eines Gutes, im Falle des Schadens. In mehrern großen Städten z. B. London, Amsterdam, Hamburg ꝛc. sind Gesellschaften bemittelter Menschen entstanden, bei welchen der Schiffer seine Schiffsladung versichern kann. Er giebt den Werth seiner Ladung an, und zahlt davon eine Abgabe. Ist seine Fahrt glücklich: so bleibt die Abgabe als reiner Gewinn der Gesellschaft; verunglückt sein Schiff: so erhält er so viel ersetzt, als er versichert hat. Die Abgabe ist nach der Weite des Weges, nach der Sicherheit des Meeres, welches befahren werden

Lotsen ein Schiff besteigt, hat er die höchste Gewalt auf demselben, und selbst der Schiffskapitän stehet unter seinem Befehle. Er muss daher mehrere Sprachen wenigstens in so fern verstehen, daß er dem Schiffsvolke der verschiedenen, handelnden Nationen befehlen kann.

Der Schiffskapitän ist der Führer eines Schiffes in offener See. Er ist Diener des Schiffsherrn, und im Meere der Herr des kleinen, schwimmenden States; sobald er aber nach Hause kommt, hört sein Ansehen auf. Dennoch haben die Matrosen vor ihm eine große Hochachtung, und bezeigen ihm Anhänglichkeit, wenn auch sein Befehl über sie aufhört; der Schiffsherr behandelt ihn auch zuvor-

---

soll, nach den Zeitumständen u. s. w. bestimmt, und beträgt oft viel. Betrügereien sind oft dabei vorgefallen. Trugvolle Schiffer haben ihre alten Schiffe mit Steinen beladen, aber den Werth ihres Fahrzeuges und ihrer Ladung hoch versichert, das Schiff aber dann auf dem Meere untergehen, und sich den angeblichen Verlust ersetzen lassen. Neuere Einrichtungen haben den Betrug fast unmöglich gemacht. In London giebt es Assekuranzen, wo man sogar sein Leben zum Besten der Hinterbleibenden auf eine bestimmte Zeit von Jahren versichern kann.

kommend: denn ein guter Schiffskapitän ist ein unschätzbares Gut. So ein Mann sollte in Danzig über 1000 Dukaten jährliche Einkünfte haben. Sein guter Gehalt ist der geringere Theil der Einnahme. Ihm gehöret die Kajüte des Schiffes. Daher hat er allein den Gewinn von Mitreisenden und der in seine Kajüte aufgenommenen Fracht. Hat er keine Passagiere, so lässt er die Kajüte ganz voll Waren packen. Ein Schiffskapitän muss sieben Jahr als Matrose, und vier Jahr als Steuermann gedient, und große Meere, z. B. das atlantische befahren haben, ehe er Kapitän werden kann, wenn er auch die seltensten Kenntnisse vorher schon besäße: denn mit allen unsern Kenntnissen, die wir durch Belehrung empfangen haben, können wir uns nicht hinausgetrauen in die Welt zu großen Unternehmungen, wenn wir nicht durch Übung und Erfahrung unterstützt werden.

Je näher wir dem Hafen kamen, je reizender wurde die Aussicht auf die vor uns liegenden Schiffe im neuen Fahrwasser, wo sie an beiden Ufern des 500 Ruthen langen Kanals dicht gedrängt zum Überwintern lagen.

Wir bestiegen am Ende des Molo wieder unsere Schaluppe, und wurden gegen den Strom durch Ruder fortgetrieben. Neue frohe Begrüßungen von den Schiffen herab empfingen uns überall, und der Jubel des Schiffsvolkes entzückte uns vom neuen.

Wir fuhren auch vor einem Bagger vorbei, der unsere Aufmerksamkeit beschäftigte. Das Unglück, versandet zu werden, welches den alten Ausfluss der Weichsel getroffen hat, könnte leicht den neuen, im Jahre 1698 vollendeten, Kanal vernichten, wenn man nicht fortdauernd arbeitete, den Grund von Schlamm und Sand zu reinigen. Dieses geschiehet durch die Bagger. Sie sind große viereckige Kasten aus Baumstämmen oder Prahme. In der Mitte ist Räderwerk angebracht, welches ein Gefäß zum Schöpfen durch den Prahm hinunter auf den Grund stößt. Das Gefäß schöpft den Schlamm ein, und wird durch das Räderwerk in die Höhe gehoben, indess andere Gefäße an Ketten wieder hinuntersteigen. Oben leert sich das Gefäß aus. Vom Bagger ist eine Brücke von Bretern bis zum Ufer geschlagen, wohin der Schlamm auf Karren ge-

fahren und zu Dämmen aufgeschüttet wird. Das Räderwerk setzt ein Pferd im Prahme in Bewegung. Das Geschäft dieser Reinigung wird das Baggern genannt.

Die Ufer des Kanals sind durch hölzernes Bollwerk vor dem Nachschießen bewahrt, und damit der Eisgang auf der Weichsel dem Kanale nicht schade, ist da, wo er an diesem Strome anfängt, eine Schleuse erbaut, welche im Herbste geschlossen, und im Frühlinge wieder geöffnet wird, wenn die Weichsel ihr Eis gänzlich durch ihren alten Ausfluss ins Meer getrieben hat. Die Schleuse war im Jahre 1724 aus Holz erbauet. Im Jahre 1805 wurde an deren Statt eine steinerne vollendet.

Wir gelangten wieder zum Schiffe des Herrn Labes. Eine Gesellschaft von ungefähr 30 Personen wurde von unserm lieben Wirthe durch ein Mittagsmahl erfreut, und wusste dem braven Manne recht herzlichen Dank für den herrlichen Genuss des schönen Herbsttages. Und diesen Dank wiederhole ich dem Herrn Labes hier noch einmal öffentlich!

Hagelsberg und Zeughaus.

Am 28. October gingen wir in den Schießgarten vor dem hohen Thore, und bestiegen darauf den Hagelsberg, einen zur Hauptschanze umgeschaffenen Berg vor der Stadt. Er beherrscht dieselbe größtentheils, und wenn der Feind diese Schanze gewonnen hat, ist es bald um die Festung geschehen. Die Russen wagten hier im Jahre 1734 acht tausend Mann stark einen Sturm; aber sie wurden mit großer Anstrengung der Danziger zurückgeschlagen. Der Feind hatte 1500 Todte. Ihm wurde verstattet, seine Todten und Verwundeten abzuholen, allein den Danzigern blieben doch noch 692 Todte zu begraben übrig. Diese wurden in eine große Grube an dem Orte, wo sie stürmend gefallen waren, versammelt, und der über den Körpern entstandene Hügel bezeichnete noch jetzt diese Stelle, welche das russische Grab genannt wird.

An den Hagelsberg knüpft sich eine Sage aus alter Zeit. Damals, als Danzig den heiligen Adalbert so bereitwillig aufnahm (997), wüthete auf dem nahen Berge ein wendischer Fürst mit Namen Hagel. Der Berg

erhielt von ihm den Namen. Der Wütherich wohnte in einer Burg aus Holze nach der Bauart alter Zeit in jenen Gegenden, und herrschte von seinem Berge herab über die Einwohner eines Fleckens am Fuße des Berges mit grenzenloser Gewaltthätigkeit. Doch ein Tyrann ist das furchtsamste Ungeheuer. Hagel wagte nicht mehr seinen Berg und seine Burg zu verlassen. Da verstattete er einst dem Volke, eine heilige Feier oben auf dem Berge zu begehen. Diese Feier endete mit heiligen Tänzen nnd unheiligen Trinkgelagen. Hagel ließ aus seiner Burg berauschende Getränke liefern, um gegen die Betrunkenen mit gewohnter Grausamkeit verfahren zu können. Allein er bereitete sich seinen Untergang. Unter den Tanzenden befanden sich Verschworne, welche die gute Gelegenheit wahrnahmen, in die Burg drangen, den Wütherich ermordeten, und den Sitz desselben durch Feuer vertilgten; nur seine Tochter Prechta wurde verschont; sie gab ihre Hand einem der Verschwornen.

Im Jahre 1664 wurden beim Graben einer neuen Schanze hier mehrere Urnen gefunden. Eine zeichnete sich besonders aus. Auf

ihrem Deckel war eine metallene, weibliche Gestalt befindlich. Hier war folglich der Begräbnissplatz der Mächtigen jener Gegend.

Die Festungswerke um Danzig sind weitläuftig, und erfordern eine starke Besatzung. Jetzt waren die Schanzen vernachlässigt. Alte Kanonen lagen ohne Lavetten auf den Wällen; die Graben waren angefüllt mit Bauholze, welches die Holzhändler hier überwintern lassen wollten, die Pallisaden um die Außenwerke waren längst verschwunden. Doch während unseres Aufenthaltes kamen Befehle zur Wiederherstellung der Festungswerke. Die Bauern wurden aufgebothen, um neue Pallisaden und Spickpfähle einzugraben; die Festungsgraben wurden vom Bauholze gereinigt, Truppen rückten ein, die Zugbrücken wurden in Stand gesetzt, und die Soldaten zogen mit geladenem Gewehre auf die Wache. Man hatte vorher den Plan gehabt, Danzig aus der Reihe der Festungen zu streichen, weil sie theils als große, reiche Handelsstadt bei der bedeutenden Volksmenge *) durch eine harte Belagerung

*) Im Jahre 1806 waren 44,511 Köpfe ohne das Militair in der Stadt gezählt.

zu viel leiden würde, theils ihre Vertheidigung eine ungeheuere Anstrengung erforderte. Denn zur vollkommenen Beschützung waren über 20,000 Mann kaum hinreichend. Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß diese Menge der Krieger dem im Felde stehenden Heere entzogen würde, musste man daran denken, wie viel Munition täglich gegen den angreifenden Feind verbraucht werden müsste, welche ungeheuere Vorräthe von Lebensmitteln dazu gehörten, um eine Volksmenge von 44,500 Einwohnern und mehr als 20,000 Soldaten auf längere Zeit vor Hungersnoth zu schützen.

Doch die Danziger Bürger wünschten selbst eine Vertheidigung der Stadt, um wenigstens den anfallenden Feind, der ohne Belagerungsgeschütz käme, abweisen zu können. In der damaligen Lage konnte ein kleiner Haufen der Feinde sich der unbewachten und unbewehrten Stadt bemächtigen, und dieselbe ausplündern. Eine völlige Belagerung auszuhalten, mochte freilich nicht in dem Willen der Danziger liegen; aber sie haben bei der nachherigen Belagerung bewiesen, daß sie das härteste Schicksal des Krieges aus Treue und Dankbarkeit gegen

ihren Beherrscher standhaft ertragen konnten. Und wenn die Geschichte der letzten Belagerung Danzigs den Kriegern ein würdiges Denkmal für die Nachwelt bleibt; wird auch nicht vergessen werden, was die Danziger dabei gewirkt, und durch Aufopferung und Standhaftigkeit bewiesen haben. Die Stadt wurde im Anfange des Märzes 1807 völlig belagert, vom 23. April bis zum 21. Mai aus grobem Geschütze beschossen, und ergab sich am 24. Mai aus Mangel an Munition und — Soldaten: denn von 21,706 Mann waren noch 7000 dienstfähige Krieger übrig, und die Munition reichte kaum noch für zwei Tage hin. In den Häusern der Rechtstadt, Altstadt und Vorstadt war keine Sicherheit während des Bombardements; die Bewohner flüchteten nach Langgarten und in die Niederstadt; die Bomben und Kanonenkugeln zertrümmerten die Wohnungen, und mehrere Häuser geriethen in Brand. Während die Soldaten auf den Wällen dem Feinde widerstanden, löschten die Bürger das Feuer, retteten, und waren bereit zu jeder Hilfleistung. Ja sie lösten die ermüdeten Krieger auf den Posten ab, welche von weniger

geübten Männern versehen werden konnten. Die Pflege der verwundeten und Stärkung der gesunden, aber ermüdeten Krieger ließen sie sich höchst angelegen sein, und erfüllten bereitwillig jeden Wunsch des Gouverneurs, des Generals der Kavallerie, Grafen von Kalkreuth. Dieser Mann besaß das Zutrauen der Danziger ganz; er wusste, wie wohlthätig die Einstimmung der Bürger mit dem Soldaten ist, und suchte dieselbe auf alle mögliche Art zu befördern. Er kam erst am 11. März nach Danzig. Vorher hatte der kranke Generallieutenant von Manstein die Vertheidigung geleitet, die Bürger aber missmuthig und die Soldaten muthlos gemacht: denn Misstrauen verrieth er gegen die Danziger, begegnete ihnen mit Härte, und verboth ihnen in unsanften Befehlen sogar das Reden über die gegenwärtige Angelegenheit der Stadt. Kavalleristen mussten durch die Stadt reiten, die Menschen in die Häuser treiben, und die, welche zusammen sprachen, gewaltsam trennen. Die Soldaten wurden aber dagegen von dem Bürger schneidend getrennt, hart behandelt und mit Lebensmitteln nicht gehörig versehen. Es war

nothwendig, die vor den Festungswerken erbaueten Häuserreihen in den Vorstädten niederzureißen; aber Manstein verfuhr dabei zu hart. Am 24. Dezember ließ er des Morgens unerwartet den Anfang machen. Vierhundert Mann brachen mit Gewalt in die Häuser von Neugarten, trieben die Bewohner, die kaum erwacht waren, hastig aus denselben, und zertrümmerten schon von oben die Gebäude, als man unten noch ausräumte; obgleich diese furchtbare, unmenschliche Hast noch gar nicht nothwendig war: denn der Feind war noch weit entfernt. Mit Niederreißen und Abbrennen der Vorstädte wurde bis in die Mitte des Märzes fortgefahren. Kalkreuth musste selbst noch das furchtbare, nicht zu beschreibende Zerstören der großen Vorstädte fortsetzen lassen; aber er gab Beweise, wie wehe es seinem Herzen that, und zeigte sich als sorgsamer Vater der ganzen Stadt. Sein angelegentlichstes Geschäft war, den Muth der Soldaten zu erhalten, und das volle Vertrauen der Bürgerschaft zu befestigen. Erstern ließ er Lebensmittel und stärkende Getränke zu ihrer Zufriedenheit fortdauernd austheilen, sorgte väterlich für sie,

war immer unter ihnen da, wo die Gefahr am höchsten war, und kam zuletzt keine Nacht von den Wällen. Auf dem am meisten angegriffenen Hagelsberge hielt er sich in einer Kasematte auf, welche Bombenfest sein sollte. Aber eben, als er am 30. April Mittags 11 Uhr dieselbe verlassen hatte, schlug eine Bombe ein, und die zerschmetterten Balken verwundeten zwei Offiziere, den Generalmajor von Laurens und den Generaladjutanten von Platen, tödtlich. So hatte die Vorsehung über ihn gewacht.

Weit entfernt, der Bürgerschaft seine Forderungen kalt und unfreundlich vorzutragen, oder zu befehlen, bat er sie, wie seine Freunde, um Unterstützung, und willig brachte man jedes Opfer. Aber er geboth ihnen auch nicht Schweigen über eine Angelegenheit, die dem Bürger, der Weib und Kinder und Güter zu verlieren hatte, eben so am Herzen lag, als dem Soldaten, welcher der Nothwendigkeit gehorchte. Kalkreuth theilte ihnen selbst die Neuigkeiten mit, er ließ keinen Haufen neugieriger Menschen aus einander treiben, trat vielmehr oft selbst zu ihnen, wenn er einen

Bekannten erblickte, und suchte durch seine Reden den Muth zu erhalten.

In der gewissen Erwartung, daß die Festung von dem russischen und preußischen Heere entsetzt werden würde, wollte er nichts von Übergabe hören, und hatte an den Thoren befohlen, keinen französischen Parlementair, oder Unterhändler der Übergabe wegen, einzulassen. Dennoch kam am 25. April ein französischer Offizier als Parlementair in die Stadt. Er hatte dem wachthabenden Offizier am Thore versichert, daß in dem Briefe des Marschalls Lefevre, welchen er dem Gouverneur zu übergeben hätte, von Danzig nicht die Rede wäre.

Allein der Marschall Lefevre, welcher die Belagerungsarmee befehligte, forderte den Gouverneur in dem Briefe zur Übergabe auf. Er sagte darin: aus Achtung gegen den Gouverneur und aus Erbarmen gegen die Bewohner der Stadt, hätte er noch nicht von allen Mitteln seiner Macht Gebrauch machen wollen. Er glaubte, der Gouverneur würde bei der hilflosen Lage, in welcher er sich befände, den Ruhm, die Vertheidigung einige Tage zu verlängern, gern dem Wohle der armen Bewoh-

ner und der Erhaltung einer Stadt, die dem preußischen State sehr wichtig wäre, aufopfern. Kalkreuth antwortete:

Mein Herr Marschall!

Ihr Adjutant hatte die Oberoffiziere der Wache am Thore versichert, daß der Brief, den Ew. Exzellenz an mich zu senden beliebt haben, in keiner Rücksicht Danzig beträfe. Dieser Versicherung trauend, haben sie ihn angenommen, ungeachtet meines ausdrücklichen Verbothes. Mein Zartgefühl in diesem Punkte ist Ihnen, Herr Marschall, nicht unbekannt, und ich hatte eine so hohe Meinung von Ihnen, daß ich mir schmeichelte, Sie würden dasselbe schonen.

Als erfahrner Krieger wissen Ew. Exzellenz so gut wie ich, daß ein Gouvernement, welches es auch sei, eher keine Bedingungen anzuhören wagt, als bis in der Hauptschanze Bresche für zwölf Mann geschossen worden, und ich bin weit entfernt zu denken, daß es Ew. Exzellenz Ernst ist, von einem Manne von Ehre, dessen guten Namen Sie Gerechtigkeit widerfahren lassen zu wollen scheinen, eine schimpfliche Handlung zu erwarten.

Sie wollen, ich soll dieselbe zu Gunsten der Bewohner Danzigs, welche Sie ins Verderben gestürzt haben, begehen. Diese haben nichts mehr zu verlieren, und befinden sich, gleich mir, in dem Zustande, ruhig das Schicksal des Krieges abwarten zu können.

Alles, was ich thun kann, ist: den Brief von Ew. Exzellenz dem Könige, meinem Herrn, zuzusenden.

Der Feind beschoss nun Tag und Nacht die Stadt, gleich wie die Festungswerke. Der Hagelsberg wurde von Bomben und Kanonenkugeln so durchwühlt, daß er nicht mehr einer Schanze, sondern einem verwüsteten Felde glich. Die Lage der Stadt wurde immer bedrängter, keine Hilfe war mehr zu hoffen, immer mehr Häuser wurden niedergeschossen, oder durch Bomben entzündet, und der Feind bereitete sich am Ende der Gräuel einer 29tägigen Verwüstung mit 40,000 Mann zu einem Sturme vor. Am 21. Mai ließ er noch die Stadt aus allen Punkten beschießen. Die Stadt und Festungswerke wurden mit Kugeln überschüttet, und das Entsetzen der grauenvoll-

sten Zerstörung stieg aufs höchste. Der Feind wollte wahrscheinlich die Widerstandskräfte der belagerten Stadt prüfen, und erfahren, auf welchem Punkte der Sturm den glücklichsten Erfolg haben würde. Doch da erschien ein französischer Parlementair vor dem Thore. Er hatte einen gegründeten Vorwand. Er sollte dem Gouverneur Depeschen von dem Könige, die dem gefangenen Hauptmann von Braun abgenommen worden, übergeben. Während dieser Zeit ruheten die Waffen. Der Parlementair leitete zugleich Unterhandlungen ein, welche jetzt der Gouverneur einging. Aber dieser machte die Bedingungen selbst, und bestand auf Erfüllung derselben. Ein Waffenstillstand von 2 Tagen gab der Stadt und der Mannschaft Ruhe. Die Unterhandlungen wurden aber abgebrochen, und man bereitete sich zu Fortsetzung der Feindseligkeiten vor. Doch die Kapitulation kam noch zu Stande, nach welcher Kalkreuth am 27. Mai mit 7000 Mann der abgemergelten Truppen mit klingendem Spiele, fliegenden Fahnen, brennenden Lunten und zwei sechspfündigen Kanonen die Stadt frei und ehrenvoll verließ. Alle Krieger behiel-

ten ihre Waffen und Pferde, und hatten sich nur verpflichtet, innerhalb eines Jahres nicht wider Frankreich zu dienen. Der Stadt war Sicherheit der Personen und des Eigenthums feierlich zugesagt.

Als ich am 28. October 1806 auf dem Hagelsberge stand, hinab auf das Grab der Russen blickte, und dahin trat, wo die Stürmenden gefallen waren, durchbebte es mich, auf der Erde zu stehen, wo so viel Menschenblut geflossen war. Ich ahnete nicht, daß in kurzer Zeit tausende hier bluten würden.

Vom Hagelsberge gingen wir in die Stadt zurück zum Zeughause. Dieses heißt auch das alte Zeughaus, um es von einem andern, das zur Aufbewahrung des Kavallerie-Zeuges gebraucht, und nachher zum Exerzierhause eingerichtet wurde, zu unterscheiden. Das Gebäude ist von alter Bauart, mit schweren Verzierungen aus Stein an den Giebelspitzen, roth angestrichen und hat zwei Hauptgeschosse. Die Hauptseite hat zwei gewölbte Eingänge. Zwischen beiden stehet ein Brunnen, der mit einer von vier Säulen getragenen Kuppel überbauet

ist, und dadurch das Gebäude verzieren soll. Aus beiden Ecken der Hauptseite springt ein achteckiger Thurm vor, in welchem man auf Wendeltreppen zu dem obern Geschosse und dem Boden von innen gelangen kann. Die Treppen in beiden Thürmen haben etwas merkwürdiges. Eine Wendeltreppe schlingt sich bekanntlich um eine Säule, welche der Kern heißt, schraubenartig in die Höhe. Nun ist die eine jener Treppen so kunstreich zusammengefügt, daß sie ohne Kern Dauerhaftigkeit hat; man kann von unten nach oben zwischen den Windungen, wie durch eine Röhre in die Höhe sehen. Bei der andern machen Stufe und Kern jedes Mal ein einziges Stück aus. Das untere Geschoss des Gebäudes bestehet in einem einzigen von Pfeilern unterstütztem Gewölbe. Hier stand eine bedeutende Anzahl brauchbaren groben Geschützes. Zu den Seltenheiten gehörten Wurfgeschütze von ungeheurer Größe, z. B. eine Kartaune von 110 Zentnern. Man schoss aus ihr mit steinernen Kugeln, welche 48 Pfund wogen. Ein Mörser warf steinerne Bomben die 200 Pfund wogen. In einem Nebengewölbe standen mancherlei merkwürdige

Kriegswerkzeuge aus alter Zeit z. B. eine lederne Kanone, welche der berühmte König von Schweden, Gustaph Adolph, erfand, eine Kanone, welche sieben Mal nach einander, ohne von neuem zu laden, abgeschossen werden kann. Auch zeigte man noch Stangen- und Scherenkugeln, welche gegen feindliche Schiffe gebraucht wurden. Kleinere Kanonenkugeln sind durchschnitten; ihre Hälften sind aber durch eiserne Stiele, welche in einer Niete sich bewegen, verbunden. Diese zusammengepassten Kugeln fliegen beim Schusse von einander, und zerreißen oder durchschneiden vermittelst jener Eisenstangen das Tauwerk. Sind diese Stangen messerartig gearbeitet, so haben sie Ähnlichkeit mit einer Schere, an deren Spitzen Kugelhälften sich befinden. Zwei gut gearbeitete Automaten belustigen den Fremden. Sie stellen ehemalige Stadtsoldaten vor, sind gehörig bekleidet, präsentiren ihr Gewehr und feuern dasselbe ab. An den Wänden umher waren Helme, Sturmhauben und alte Waffenrüstungen aufgestellt. Während der folgenden Belagerung errichtete der Graf von Krokow ein Freikorps, unter dem Namen Freijäger-

korps. Diesem gab er jene alten Sturmhauben, um Hüte zu sparen, zur Kopfbedeckung, ließ sie neu aufputzen, und vorn mit einem Todtenkopfe bemalen.

Als Andenken an die frühern Vertheidigungsmittel der Stadt, waren noch mehrere Doppelhaken aufbewahrt. Es sind Schießgewehre, wie Flinten gearbeitet, aber so groß, daß einige davon 16 Loth schossen. Man bediente sich ihrer, um von Thürmen oder aus Schießlöchern auf den Feind zu schießen. Wollte man sie im Freien abfeuern, so wurden sie vorn auf ein Gestell mit drei Füßen gelegt.

In dem obern Geschosse sind vier Säle, in welchen eine Menge Merkwürdigkeiten aus alter Zeit zusammengetragen war. Der größeste Theil der Sammlung bestand aus Flinten, Degen, Hellebarden, und mehrern Ritterschwertern von ungeheuerer Größe. Überraschend waren drei Bildsäulen zu Pferde aus Holze, welche in den Ecken des einen Sales standen. Die Pferde waren angemalt, die Reiter mit wirklichen Kleidern bedeckt und geharnischt. Es waren schätzbare Denkmäler der alten Zeit, weil die völlige Rüstung und Klei-

dung der Ritter, die Zäumung und Aufschirrung der Pferde so treu und wohlverwahrt auf die Nachwelt gebracht wurde. Einer dieser Ritter war der Burgemeister Speimann, Stifter des im Jahre 1605 erbauten Zeughauses. Der zweite war ein Graf von Egmond, dessen Pferd auch mit einem Brustharnische versehen war. Die Statue des heiligen Adalbert aus weißem Marmor, wie er auf einem Kissen kniet, hatte sich unter diese kriegerischen Denkmäler gleichsam verloren. Einige Automate standen auch hier. Ein Tambour machte auf seiner Trommel Lärmen. Ein kecker Schnapphahn legte sein Rohr an und schoss. Als die Russen im J. 1734 die Stadt belagerten, bildete man aus dem müßigen Gesindel in der Stadt ein Freikorps. Diese Freischützen wurden Schnapphähne genannt. *) Sie erhielten fünf Thaler ein für alle Mal, ein gezogenes Rohr, eine Pistole, und die Erlaubniss, die Beute behalten zu dürfen. Ein schreckliches Kunstwerk befand sich in einem an-

*) Im holländischen heißet Schnaphahn eine Flinte. In der Vorzeit Deutschlands wurde ein Räuber oder Weglagerer so genannt.

dern Sale. Hier saß der Gott Mars auf einem Throne, der aus allerlei Waffen künstlich aber geschmacklos zusammengesetzt war. Seine steife Figur erhob sich, nickte mit dem Kopfe, bewegte die Augen, und winkte mit dem Kommandostabe. Da legten die ihn umgebenden Pfeifer ihre Pfeifen an den Mund, und bliesen. So verwendeten ehemals die Bürger große Summen, um die Stadt durch Merkwürdigkeiten auszuzeichnen. Ob sie gleich oft in den Mitteln fehlten, und so oft das Kleinliche suchten, da wo sie Großes erreichen wollten: so ist uns doch ihr Gemeinsinn und ihr Eifer zur Vermehrung des Ruhmes ihrer Stadt als schönes Beispiel immer denkwürdig.

Wohl aufbewahrt waren mehrere Waffen, welche bald durch höchsten Kunstfleiß, bald durch Geschmack, bald durch die sinnreichste Erfindung, bald durch die zarteste Ausführung sich auszeichneten. Ein Musketon oder ein kurzes kanonenartiges Gewehr, mit Flintenschlosse und Pistolenschafte, welches eine bleierne Kugel von 2½ Pfund schießt, ist durch zwei starke Männer denkwürdig geworden. Kaum kann man dasselbe mit beiden Händen aufhe-

ben, und dennoch hat der König August II. (Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen) dasselbe mit steifem Arme wie eine Pistole aufgehoben, und zehen Mal aus freier Hand abgefeuert. Der preußische General von Favrat hat es ebenfalls ohne große Anstrengung mit steifem Arme erheben können.

Artus= oder Junkerhof.

Auf dem langen Markte zeichnet sich in der linken Häuserreihe (wenn man aus der Langgasse kommt), ein altes Gebäude durch seine Kirchenfenster, breite, steinerne Treppen vor dem Eingange, gothische Verzierungen und Vergoldungen vor den übrigen Gebäuden aus. Es ist der Artus- oder Junkerhof, ein Denkmal des gesellschaftlichen Lebens früherer Zeiten. Dieses Gebäude wurde zu einer Zeit gegründet und vollendet (von 1370 bis 1379), als der Rittergeist durch Ritterromane mehr in der Phantasie erheben, als in der Wirklichkeit noch vorhanden war. Seit zweihundert und fünfzig Jahren hatte man schon seine Einbildung mit den wunderbarsten Thaten einiger Helden erhitzt, und suchte, um dem Geiste

der Zeiten zu huldigen, doch etwas von ihnen nachzuahmen, wenn es auch nur geringfügig war, oder durch Erborgung eines Namens geschehen konnte. Die Menschen bleiben sich gleich. Ein in unsern Zeiten beliebtes Singspiel: Fanchon, das Leiermädchen, gab den Künstlern und Handwerkern Gelegenheit, allerlei Kleinigkeiten und Modewaren für Frauen unter dem Namen a la Fanchon anzubiethen, und die Konditoren verfertigten Bonbons a la Fanchon, überzeugt, daß man nach diesen zuerst greifen würde. So handelten auch unsere Vorfahren. Damals war ein Rittergedicht bekannt, gelesen, bewundert, und unter hunderterlei neuen Umgestaltungen bearbeitet. Es enthielt die herrlichen Thaten eines brittischen Königes Arthus, Artus, oder Artur, welche der wilden Einbildungskraft der weniger gebildeten Menschen schmeichelten, und für wahr angenommen wurden. Artus erobert im Glanze der höchsten Heldengröße Länder, schlägt die Römer bei Paris, verheert Frankreich, überwältigt Riesen, Drachen, Schlangen und Zauberer. Er stiftet einen Bund mit andern Rittern, welche mit ihm nach vollbrachten Hel-

denthaten an einer runden Tafel speisen. Daher entstehet ein Orden, und die Mitglieder nennen sich Ritter von der Tafelrunde. Hier an dieser Tafel hat die Einbildungskraft ein weites Schöpfungsgefilde. Unerschöpflich sind die Dichter in dem, was sie den einzelnen Rittern der Tafelrunde als Heldenthat aufgeben. Das Seltsamste, Wunderbarste, Abentheuerlichste wird von ihnen erzählt; sie bekämpfen Zauberer, mit denen sie die schrecklichsten Gänge wagen, sie ziehen gegen Drachen und böse Geister aus, erlösen Frauen, welche von Zauber und Verwandlung gefesselt sind, und bestehen die härtesten Proben der Tapferkeit und der Liebe. Wie sehr diese Dichtungen fesseln mussten, können diejenigen an sich erfahren haben, denen die überaus launigen, geistreichen, so leicht fließenden, und doch mit glühender Phantasie zusammengewebten Gedichte in dieser Art von unserm ehrwürdigen Wieland in die Hände gekommen sind. Der erste Verfasser der Geschichte des Artus scheint der Mönch Gottfried von Monmuth in England gewesen zu sein. Er bearbeitete sie gegen 1138 nach einem andern Gedichte,

welches das Leben Karls des Großen eben so abentheuerlich darstellt. Die Danziger Bürger aus vornehmer Ordnung, welche sich, nach Art der Ritter, Junker nennen ließen, erbaueten ein Haus zu gesellschaftlichen Zusammenkünften, wozu in andern Städten der Rathskeller diente, und nannten diesen Sammelplatz: des Königs Artus Hof. Aber sie gaben auch dem Ganzen einen abentheuerlichen Anstrich. Sie theilten sich in sechs Bänke, unter besondern Namen, z. B. die Reinholds = Christopher = heilige drei Königs-Bank, und hatten für jede Bank besondere Gesetze, Anordnungen, Stiftungen und Einrichtungen. Die Reinholdsbank hatte z. B. eine eigene Kapelle in der Pfarrkirche. Jede Bank hatte einen Voigt, dieser einen Statthalter und Schreiber, letztem war ein Gesell oder Gehilfe beigegeben.

Zu gleicher Zeit hatte König Eduard III. von England, der 1377 starb, das romantische Ritterwesen an seinem Hofe zum Aufschwung gebracht, und in seinem Schlosse zu Windsor ein rundes Zimmer mit einer runden Tafel einrichten lassen, damit eine Brüderschaft von

24 Rittern den Bund des Königs Artus nachahmte.

Die Einrichtung des Artushofes löste sich mit der Zeit auf, und das Gebäude wurde den Kaufleuten zur Börse eingeräumt. Während der Belagerung richtete man dasselbe zum Lazarethe der Garnison ein. Es litt viel durch das Bombardement, und alle seine Fenster wurden zersprengt.

Das Innere des Junkerhofes bestehet aus einem einzigen gewölbten Sale; vier schlanke Säulen aus geglättetem Granit tragen die Wölbung. Unter demselben ist der Rathskeller. Die Wände des Sales waren mit trefflichen Gemälden, Fahnen, Rüstzeugen, und altem Schnitzwerke behängt. Von der Decke herab hingen Modelle verschiedener Kriegsschiffe, und in der Mitte des Sales war das Standbild des Königs August III. von Polen aus weißem Marmor auf einem Fußgestelle aufgerichtet und mit einer künstlichen eisernen Brustwehr umgeben.

Die feindlichen Heere naheten immer mehr; die fürstlichen Personen reiseten von Danzig

ab, und der Kronprinz von Preußen verließ die Stadt am 2. November. Die durchlauchtigste Mutter meines Zöglinges folgte am 7. November. Traurig sahen die Danziger den Fortreisenden nach, die sie so gern noch in ihrer Mitte gesehen hätten. Unsere Reise wurde nach Königsberg fortgesetzt.

Ende des ersten Bändchens.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hahn, Karl,

Meine Reisen durch einen Theil der preußischen Staaten, damaliges Gallizien, Schlesien, Mähren, Böhmen, Sachsen und Mecklenburg für die Jugend geschrieben
Bd.: 1

Elberfeld (1812)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.789(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095856-2